Theodor Ebert

Aufgewachsen in Deutschland 1937 - 1956

Geschichten aus der Kindheit und Jugend eines späteren Friedensforschers

Es war kurz vor der Pensionierung im Jahre 2002, als ein Herzinfarkt mich in der Pause zwischen zwei Seminaren traf und mir deutlich machte: Wenn du dich dem Stress der teilnehmenden Beobachtung an Aktionen der Friedens- und Ökologiebewegung weiter aussetzt, wird dies demnächst tödlich enden. Ich hielt mich zurück und nahm mir vor, nur noch die zurück liegenden Erfahrungen schriftlich an die nächsten Generationen weiter zu geben.
Um eingängig erzählen zu lernen, besuchte ich mehrere Kurse in kreativem Schreiben. Mein Ziel war es jedoch, in erster Linie von meinem politischen Engagement zu berichten. Ich wollte mich mit Geschichten zur Kindheit und Jugend nicht aufhalten. So entstanden vermischte autobiographische Texte zur Kindheit und Jugend nur als Fingerübungen. Zu meiner Überraschung schienen diese Geschichten den literarisch Interessierten unter meinen Freunden besser zu gefallen als die Kostproben aus den ernst gemeinten Erinnerungen an mein außerparlamentarisches und kirchenpolitisches Engagement. Und ich muss zugeben, auch mir selbst machte es Spaß, das frühe Allotria aufzuschreiben. Ich war offenbar kein in der Wolle gefärbter Friedensforscher gewesen. Und doch könnte es sein, dass man meine spätere Tätigkeit besser versteht, wenn ohne den Fingerzeig auf Gandhi und Compagnie nur von ein paar Jugendstreichen erzählt wird. Ein potentieller Verleger meint, dass es schon angezeigt sei, wenigstens in einem Beitrag von den prägenden Eindrücken aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs und der unmittelbaren Nachkriegszeit so zu erzählen, auf dass die spätere Berufstätigkeit nicht mehr rein zufällig scheine. So kam es nachträglich zu dem Mittelstück „Evakuiert auf der Schwäbischen Alb“ und auch zur Aufnahme des letzten erhaltenen Feldpostbriefs, den die Mutter an Weihnachten 1944 an den Vater nach Kurland gesandt hatte. Die angestrengte Idylle zeigt, wie der Krieg in dieser Zeit alles Familienglück verschattete und zu zerstören drohte.

Berlin-Kladow, im Februar 2017

Theodor Ebert, geb. 1937 in Stuttgart, studierte Geschichte, Germanistik und Anglistik an den Universitäten Tübingen, München, London und Paris – wechselte 1962 zur Politischen Wissenschaft und promovierte 1965 an der Universität Erlangen mit „Gewaltfreier Aufstand. Alternative zum Bürgerkrieg“, einem danach von vielen deutschen Kriegsdienstverweigerern genutzten Lehrbuch.
Von 1970 bis 2002 unterrichtete er Politische Wissenschaft mit Schwerpunkt Friedens- und Konfliktforschung am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin und veröffentlichte seine Erkenntnisse als teilnehmender Beobachter an der Friedens- und Ökologiebewegung zwischen 1969 und 2010 vornehmlich in der Zeitschrift „Gewaltfreie Aktion. Vierteljahreshefte für Frieden und Gerechtigkeit“.
1965 heirateten er und Ruth Kamplade, Fachlehrerin für Hauswirtschaft, Werken und Sport. Ihre Söhne Martin, Christian und Wolfgang wurden 1968, 1971 und 1972 geboren. Vier Enkelkinder leben in Berlin und London. Nur die im Jahre 2000 geborene Johanna Aydan, die Astrid Lindgrens Erzählungen allen anderen vorzog und nunmehr Latein ohne Widerstreben lernt, könnte die Geschichten ihres Großvaters jetzt bereits verstehen.

Inhalt:

Ein Paar Schlittschuhe

Wie ich zu meinem Namen kam

Was der Widderstein erzählen könnte

Weihnachten 1944. Ein Feldpostbrief von Anna-Luise Ebert

Evakuiert auf der Schwäbischen Alb

Der makabre Abortus von Winnetous Silberbüchse

Wo ist dein Bruder?

Kampfzone Hauptmannreute

Jauchzet, frohlocket bzw. gar nicht

Der Schulaltar

Kein Ludus Latinus

Lesen gefährdet das Abitur

Ein Paar Schlittschuhe[1]

Wenn wir Spandauer Glück haben, fallen auch in Zeiten der zunehmenden Erderwärmung die Temperaturen im einen oder anderen Winter immer noch zwei Wochen lang unter den Gefrierpunkt. Den Groß Glienicker See vor unserer Haustür überzieht dann eine tragende Eisschicht. Für diesen immer seltener werdenden Fall bewahre ich im Keller ein paar Schlittschuhe. Hochschäftige Stiefel aus geschmeidigem, braunem Leder. Die scharf geschliffenen Kufen sind auf die Sohle geschraubt. Vom Kurvenziehen sind die Sohlenschichten auf der Innenseite abgeschabt. Schuhgröße 42. Sie passen mir.

Das ist insofern bemerkenswert, als es die Schlittschuhe meines Vaters Arthur Ebert sind und er sie spätestens im Jahre 1930 gekauft haben muss. Ohne diese Schlittschuhe und einen bis in den März währenden frostigen Winter gäbe es keinen Theodor Ebert, denn: Hätte Arthur ohne diese fabelhafte, neue Ausstattung es gewagt, die blonde Sechzehnjährige anzusprechen und dieser anzubieten, sich im Paarlauf zu üben?

Heute sind diese ersten gemeinsamen Runden auf dem Eis ein so fester, wie glänzender Bestandteil des Familienmythos der Eberts. Doch ich wollte auch die näheren Umstände erfahren und gegebenenfalls zur Entmythologisierung beitragen. Und so habe ich meine Mutter, als sie schon fast 80 Jahre alt war, gebeten, möglichst detailliert zu notieren, woran sie sich noch erinnere. Sie hat es versucht.

Um es vorwegzunehmen: Unsereiner stammt nicht aus dem Hause Buddenbrook, aber man freut sich als Kind dann doch, wenn eine Erinnerung der Eltern sich zu einem Roman fügt.

Ich zitiere jetzt aber nur die ersten drei Sätze der Aufzeichnungen meiner Mutter und erspare den geneigten Lesern, die von Thomas Mann verwöhnt sind, den Rest der Exposition.

„Es war im Winter 1930/31 und die eislaufbegeisterte Stuttgarter Jugend zog es auf die Waldau, wo nach dem Aufstieg durch einen Buchenwald, ein Sportgelände mit Tennisplätzen sich öffnete. Diese wurden durch Aufspritzen von Wasser über Nacht immer wieder mit neuem Eis überzogen. Über die blanke Fläche schallten Tanzmelodien und nach diesen bewegten sich in einem Kreis die im Eislauf bereits Fortgeschrittenen."

Und unter den Besten war in der Geschichte der Mutter unser Vater im eng geschnittenen, schwarzen Skidress. Und so wie sie die Story zunächst angelegt hatte, bewegte diese sich unaufhaltsam in Richtung auf den Olympiasieg von Maxi und Ernst Baier in Garmisch-Partenkirchen und das dazu passende eislaufbegeisterte Umfeld. Doch wo blieb in diesem Bild die sechzehnjährige Anna-Luise Liebermann?

Hier muss man es nun der Erzählerin lassen, dass sie nicht fabulierte, sondern sich genau an den harten Boden der Tatsachen erinnerte, auf dem sie mehrfach unsanft gelandet war. Sie übte verbissen in einer ruhigen Ecke der Eisbahn - zwar nicht mehr die ersten Schritte, aber doch die ersten Bögen. Sie trug auch keine eleganten, sondern eher grobe Winterstiefel, an deren dicke Sohlen die separaten Schlittschuhe sich von außen an vier Stellen klemmen und dann mit Hilfe eines Kantschlüssels festschrauben ließen.

Diese Anna-Luise Liebermann war also, auch wenn sie einen Norwegerpullover über der schwarzen Skihose trug, keine Sonja Henie und auch kein Eissternchen, sondern nur eine Schülerin, die sich mal aufs Eis wagen und den guten Läufern zusehen wollte. Derjenige, der ihr mit seinen dunkelbraunen Locken und seinen kühnen Schwüngen am besten gefallen hatte, beobachtete sie dann beim Üben in einer Ecke und wie sie immer wieder hinknallte. Schließlich sprach er sie an: „Wissen Sie Fräulein, Sie verlagern Ihr Gewicht nicht richtig."

Und dann heißt es weiter in den nunmehr schlichten Aufzeichnungen unserer Mutter: „Und er reichte mir die Hand und es gelangen die ersten Bögen. Ich hatte noch nie einen Freund. Er fragte am

[1] Geschrieben während der Literarischen Sommerakademie in Schrobenhausen im August 2011. Die Aufgabe war, sich an einen Gegenstand aus der Jugendzeit zu erinnern.

Abend, ob er meine Schulkameradin Lotte und mich heimbegleiten dürfe. Der Frost hielt bis in den März, und so konnten wir uns noch oft treffen. Und als Tauwetter einsetzte, konnte ich schon im mittleren Kreis der Fortgeschrittenen - an der Hand und an der Seite Arthurs - den Tanzmelodien folgen. Sie spielten *Puppchen, du bist mein Augenstern*. Doch ich war kein Püppchen. Ich habe schon mit sechzehn fest zugegriffen und auch fest gehalten.“

Wie ich zu meinem Namen kam[2]

Bevor ich als germanischer Nachwuchs auf die Welt kommen konnte, musste Anna-Luise Liebermann ihren Ariernachweis erbringen, was ihr dank evangelischer, schwäbischer Groß- und Urgroßmütter auch gelang. Jüdische Vorfahren waren denkbar, aber meinen Vater interessierte dies nicht die Bohne. In seiner Herkunftsfamilie hatte man SPD gewählt und die Nazis hielt man vor und nach 1933 für üble Schreihälse und es war klar, dass die Söhne sich nicht den nordischen Recken einreihen bzw. diesem Führer zuordnen sollten. Bei der Suche nach einem passenden Namen wussten sich meine Eltern sich eines Verzeichnisses zu bedienen, das im Dritten Reich akzeptable Vornamen nicht nur aufzählte, sondern deren Herkunft und Bedeutung auch erläuterte.
1937 war für meine Eltern der Vorname „Theodor" zugleich aktuelles Programm und Erinnerung an den 1915 gefallenen Großvater Alfons Liebermann. Diesen Zusammenhang habe ich erst als Siebzigjähriger bemerkt.
Theodoros heißt auf Griechisch „Gottesgeschenk" und zwar Geschenk von Gott und nicht für Gott. Man schenkt Gott keine Kinder.
Zum Geschenk gehörte Paul Gerhardts Aufforderung: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt der allertreusten Pflege, des der den Himmel lenkt. Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann."
Theodor, das stand ahnungsvoll gegen den Anspruch des Dritten Reichs auf die Kinder und auf die Jugend. Das stand gegen Joseph Goebbels und die Propagandaphrase „dem Führer ein Kind schenken", wie sie zwei Jahre nach meiner Geburt immer aggressiver intoniert wurde, um die Reihen der Kriegsgefallenen im Rhythmus von 18 Jahren wieder zu füllen. Bei meinen kinderlosen Patentanten Maria-Elisabeth Liebermann und Hedwig Ebert löste die Vorstellung, „dem Führer ein Kind zu schenken" dann nur noch Brechreiz aus.
Im Alter von zehn Jahren wurde ich aufs Humanistische Gymnasium geschickt und lernte dort aus erster Hand mit Vornamen griechischer Herkunft umzugehen. Sie waren bei meinen Klassenkameraden gar nicht so häufig. Das Nibelungenlied gab den Ton an, nicht die Ilias. Immerhin dominierten noch die Vornamen biblischer Herkunft, was bei den vielen Pfarrerskindern am Stuttgarter Eberhard-Ludwigs-Gymnasium nicht überraschen konnte. Der häufigste Name war auch in der evangelischen Klasse ganz schlicht: Peter.
Aus meinem Vornamen sprach – vor allem aus der Sicht der Mutter - eine Erwartung, die nur wenige ahnten:
Der Erstgeborene sollte in dieser Welt – so schrecklich es in ihr im Moment auch zuging – etwas Bedeutendes, ja man könnte fast schon sagen Erlösendes, ganz in der Nachfolge Jesu bewirken. Der kleine Theodor hatte von diesen hoch gespannten Erwartungen keinen Schimmer. Er durfte ohne besondere Zumutungen unauffällig und fröhlich als Kind unter Kindern aufwachsen. Faschistischer Zeitgeist und Krieg markierten das junge Leben erst mit Eintritt in die Schule. Doch seit der frühen Kindheit, als der Vater trotz seiner elementaren Abneigung gegen den Barras und trotz oder gerade wegen seiner Verachtung der kackbraunen Schreihälse rekrutiert wurde, durchzog in den Augen der Eltern das Leben des kleinen Theodor wie ein goldener Faden die Zusage: Auf dem Kind, das uns Gott geschenkt hat, wird auch sein Segen ruhen.
Wenn die Eltern und die nahen Verwandten ein Kind solch uneingeschränktes Zutrauen spüren lassen, dann wird es dadurch gestärkt. Hohe Erwartungen können einen Heranwachsenden aber auch belasten. Ich hörte es später gerne, dass man mich Theo rief. Das klang weniger prätentiös. Für einen des Griechischen Kundigen war es allerdings der Gipfel der Zumutung. Ich habe bei allen offiziellen Gelegenheiten darauf bestanden, dass mein Vorname vollständig erscheint. In meinen kirchlichen Ämtern haben auch Freunde, die mich duzten, mich mit Theodor angesprochen. Ich verstand die Botschaft. Doch jedes Mal berührte mich diese Anrede seltsam. Ich wusste, was diese An-

[2] Übung während der Literarischen Sommerakademie in Schrobenhausen im August 2012

rede implizierte.
Erst vor fünf Jahren habe ich in der Ahnentafel der Familienbibel entdeckt, dass mein Großvater Alfons Liebermann als zweiten Vornamen den Theodor mit auf den so kurzen Lebensweg bekommen hatte. Er sollte mir weniger Vorbild als Mahnung sein, beim Widerstand gegen den Wahnsinn des Krieges nichts unversucht zu lassen.

Was der Widderstein erzählen könnte[3]

Du wurdest hineingeboren in eine Zeit, in welcher die Deutschen unter der Herrschaft Hitlers und seiner fanatischen Gefolgschaft lebten und auch die Widerwilligen zur Teilnahme am Zweiten Weltkrieg gezwungen wurden. Und du warst zu jung, um dich jetzt noch lebhaft an jene Zeit, welche dich geprägt hat, erinnern zu können.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts haben die Kinder oder Enkel von Nazigrößen oder von Widerstandskämpfern oder von grausam Verfolgten sich erinnert oder die schriftlichen Nachlässe ihrer Verwandten studiert und darüber Bücher geschrieben. Eine der aufschlussreichsten Autobiographien verfasste der 2006 im Alter von 80 Jahren verstorbene Kulturjournalist und Hitlerbiograph Joachim Fest. In „Ich nicht. Erinnerungen an eine Kindheit und Jugend“ berichtet er, wie seine Eltern sich der Kollaboration mit Hitlers Regime entzogen haben. Unsereiner wünscht heute, sich solcher Eltern und Verwandten erinnern zu können. Doch wie soll man Wunsch und Wirklichkeit auf einander abstimmen, wenn man 1937, an dem Tag, an dem das Luftschiff „Hindenburg“ in den USA bei der Landung verbrannte, geboren wurde, also elf Jahre jünger ist als Joachim Fest, sich auf die eigenen Erinnerungen nicht verlassen kann und die Eltern so sehr den Entwicklungen der großen Politik ausgeliefert waren, dass sie nicht einmal auf die Idee kamen, in ihren eigenen Erfahrungen mit der Zeitgeschichte etwas Erinnernswertes zu sehen?

Also, wie haben deine Eltern und die Verwandtschaft auf die Machtergreifung der Nazis und die Judenverfolgung reagiert? Du hast sie nicht systematisch ausgefragt und du hast auch nicht nach Dokumenten ihres Verhaltens recherchiert. Für einen Studenten der Geschichtswissenschaft hätte dies doch nahe gelegen. Wahrscheinlich hätten deine Eltern sich den Fragen gar nicht entzogen. Was dich vom Fragen abhielt, war die stumpfsinnige Annahme, dass es im Leben der Eltern und der Verwandten unter dem Hitlerregime nichts Bemerkenswertes zu entdecken gab.

Mein Vater Arthur Ebert war Elektrokaufmann und selbständiger Generalvertreter von Zulieferbetrieben der Radiobranche. Sein Vater Georg Ebert war ein den Sozialdemokraten nahe stehender, doch politisch und überhaupt sehr abstinenter Werkszimmermann bei Bosch in Stuttgart. Er stand unter dem Pantoffel meiner Großmutter, einer resoluten Bauern- und Küferstochter aus Pleidelsheim am Neckar, die darauf achtete, dass die Familie Sonntags in die Kirche ging und dass auch werktags die Losungen der Herrnhuter Brüdergemeine gelesen wurden.

Meine Mutter Anna-Luise, von meinem Vater Luisle gerufen - und diese typisch schwäbische Verniedlichung, passte nicht so ganz zu dieser willensstarken und zielstrebigen Frau - hatte ihren Vater Alfons Theodor Liebermann im Ersten Weltkrieg verloren, noch bevor sie im August des Jahres 1915 geboren wurde. Am Ende ihrer Lehrzeit als Stenotypistin und Bürokauffrau starb auch ihre Mutter an Multipler Sklerose. Bis zu ihrer Heirat, sieben Monate vor meiner Geburt am 6. Mai 1937, war diese Anna-Luise Liebermann, die meinen Vater als Siebzehnjährige beim Eislaufen kennen gelernt hatte, Büroangestellte bei der Firma Zeller & Rund. Welche Produkte dort vertrieben wurden, weiß ich nicht. Nach der Hochzeit erledigte meine Mutter die Buchhaltung in der Firma meines Vaters, in der es sonst keine Angestellten gab.

Soviel ist sicher: Meine Eltern hielten die Nazis für widerliche Schreihälse und achteten auf Distanz, aber sie unternahmen nichts, was dem Regime abträglich gewesen wäre. Alfred, der jüngere Bruder meines Vaters und gleichfalls Kaufmann, war aufmüpfiger und musste sich eine neue Stelle suchen, weil ihm der Sohn des Chefs übel genommen, dass er im Betrieb über eine Rede von Reichsarbeitsführer Robert Ley gelästert hatte. Was dieses „Breimaul“ in besoffenem Zustand in die Welt posaune, sei eine Zumutung für den gesunden Menschenverstand. Hede, die Schwester meines Vaters, hielt sich als Sachbearbeiterin im Hochbauamt der Stadt Stuttgart mit solchen Einschätzungen zurück, auch wenn sie ähnlich dachte wie ihre Brüder. Ihren Freundeskreis bildeten evangelische Frauen, welche sich zum Lesen der Bibel und zu Gebetsgemeinschaften trafen.

---

[3] Aus dem Tagebuch „Wiedersehen mit dem Kleinwalsertal. 26. August bis 6. September 2005“

Aus diesen wenigen Informationen konnten nach dem Krieg mein zwei jüngerer Bruder Manfred und ich zwar schließen, dass unsere Verwandten keine Nazis waren, aber nichts deutete auf einen artikulierten Widerstand. Insofern befinden wir uns in einer ähnlichen Lage wie Peter Handke, der im Dezember 1942 in Kärnten geboren wurde. Auch er kann sich an fast nichts erinnern und die Überlieferungen zum Verhalten der nächsten Verwandten sind dürftig. Und doch hat Peter Handke jetzt die Frage nach dem tatsächlichen oder auch nur potentiellen Verhalten seiner Verwandten im Dritten Reich zu dem theatralischen Prosawerk „Immer noch Sturm“ angetrieben. Er hat bei den slowenischstämmigen Geschwistern seiner Mutter neben dem Leiden am Dritten Reich auch Widerständiges gesucht und sich einen Onkel und eine Tante als slowenische Partisanen vorgestellt. Es gab solche Partisanen im Grenzgebiet zu Jugoslawien. Wahrscheinlich haben die nächsten Verwandten Handkes aber nicht zu diesen gehört. Doch dieses poetische Verfahren, sich Widerstandskämpfer oder widerständisch Gesonnene anzudichten, ist legitim, wenn es darum geht, die persönliche Vergangenheit zu imaginieren, wo die exakten Zeugnisse fehlen.

Angenommen, du wärest ein Poet wie Peter Handke, dieser Sohn eines deutschen, in Kärnten stationierten Soldaten, könntest du dann mit deiner vorbewussten Kindheit ähnlich verfahren? In welchem poetischen Lichte würden dann die Eltern und die Verwandten erscheinen? Diese Frage hat mich bewegt, als ich Peter Handkes imaginierte Erinnerungen las. Gab es in deiner Kindheit Szenen, welche den Auftritten von Handkes slowenischen Verwandten unter dem Apfelbaum auf den Jaunfeld glichen? Das Folgende ist mir in den Sinn gekommen.

In den 70er Jahren sahen mein Bruder Manfred und ich gemeinsam mit unseren Eltern und mit unserer Patentante Maria Liebermann, der ein Jahr älteren Schwester meiner Mutter, einen Film über die Widerstandsaktionen der Geschwister Scholl und ihrer Freunde. Die Nazis haben sie hingerichtet. Vater Scholl und die überlebende Schwester waren uns bekannt von den Ostermärschen der Atomwaffengegner. Wir fragten unsere Mutter, wie sie, eine geborene Liebermann, zur Judenverfolgung gestanden habe. Sie sagte nur: Das Hitlerregime konnte man nicht stürzen, sondern im besten Falle überleben.

Dies war deutlich: Eine solche Einstellung verbot riskante Widerstandsaktionen - und Manfred und ich haben auch nie mehr nach solchen gefragt.

Die Frage, ob es unter unseren Vorfahren auch Juden gab - und im Blick auf den Namen Liebermann musste man dies fast annehmen -, war in unserem Elternhaus kein echtes Thema. Man spekulierte ein wenig. Vielleicht hatten die Liebermanns auf der Schwäbischen Alb, wo meine Mutter geboren wurde, mit Vieh gehandelt. Im Lautertal, in Buttenhausen, sollten mehrere jüdische Familien gelebt haben und es gab dort auch einen jüdischen Friedhof. Doch ob es dort auch Liebermänner gab, wussten wir nicht. Meinen Vater interessierte dies überhaupt nicht. Er hielt den Rassendünkel und die Germanentümelei der Nazis, deren Führungspersonal in ihrer äußeren Erscheinung dem germanischen Reckentum der NS-Mythen so gar nicht entsprach, für kompletten Schwachsinn. In dieser ostentativen Abneigung gegen alles Rassische und Völkische folgte ich meinem Vater. So gesehen fiel bei mir der Apfel nicht weit vom Stamm. Ob es unter meinen Vorfahren irgendwann mal einen Juden gab, der mit Vieh oder irgendetwas anderem Handel getrieben hatte, war mir vollkommen egal. In meiner Kindheit zählten bei mir nur die Verwandten, die ich besuchen konnte, die mir etwas Leckeres zusteckten und in deren Bücherschrank ich stöbern durfte. Mein Bruder Manfred fand solche Fragen nach der Herkunft später, als er dann schon Medizin studierte, interessanter als ich. Er begleitete den israelischen Gelehrten Schalom Ben Chorin auf einer Deutschlandreise und in dieser Zeit wollte er auch gerne wissen, ob er selbst jüdische Vorfahren hatte. Doch weiter zurück als bis zu unserem Urgroßvater Ernst Liebermann, der in Friedrichshafen am Bodensee geboren worden war und in Tuttlingen als Redakteur der örtlichen Zeitung, als Heimatdichter und Verseschmied in der Manier Wilhelm Buschs regionales Ansehen genoss, kam er nicht. Die Liebermänner, die er vorfand, waren alle brav evangelisch und mit Schwäbinnen verheiratet und mit Vieh hatte auch keiner gehandelt. Und da die Juden und die Nazis kurioserweise in erster Linie die Großmütter,

nicht aber die namensgebenden Großväter interessierten, war meiner Mutter vor der Heirat der Ariernachweis auch anstandslos gelungen.

Wie die späte Reaktion meiner Mutter auf das Schicksal der Geschwister Scholl gezeigt hatte, war in unserer Familie mit irgendwelchen Widerstandsaktionen gegen das Hitlerregime nicht zu rechnen gewesen. Umso erstaunter war ich, als ich am 9. August des Jahres 2005, dem 90. Geburtstag meiner Mutter, in dem handschriftlichen Erinnerungsbuch, das sie jedem ihrer vier Söhne kurz vor ihrem 80. Geburtstag und noch fünf Jahre vor ihrem Tod übergeben hatte, auf einen Bericht stieß, der zeigte, dass sie zumindest einmal, ohne auch nur eine Sekunde überlegen zu können, Kopf und Kragen riskiert hatte, um einer Verfolgten zu helfen. Sie hat nichts initiiert; sie hat sich nur beteiligt. Doch mitgefangen, mitgehangen, hätte auch in ihrem Falle gegolten. Da kannte die Gestapo keine Gnade und diese hätte gewiss auch ihren Geburtsnamen als Indiz gewertet.

Um das merkwürdige Verhalten meiner Mutter verständlich zu machen, muss ich etwas ausholen. Seit meine Eltern sich kannten, reisten sie sommers wie winters zusammen zum Wandern und Skifahren nach Baad ins Kleinwalsertal. Baad ist der letzte kleine Ort, an dem sich das Breitachtal schließt und der Aufstieg zum Widderstein beginnt. Sie hatten ihr Quartier immer bei den Geschwistern Vonblon in einem der typischen Bauernhäuser aus gefugten Tannenstämmen. Dabei blieb es auch nach der Hochzeit. Manfred und ich waren von Kindesbeinen an dabei. Das erste Foto zeigt mich im Sommer 1938 mit einem breitkrempigen, von der Mutter genähten Sonnenhut, wie ich auf einer Alm mit der flachen Hand auf die Wiesenblumen in Windelhöhe tupfe.

Nach solchen Fotos suchte ich, als ich im Jahre 2005 vor einer Reise ins Kleinwalsertal nach diesem in blaues Leder gebundenen und mit Goldschnitt versehenen Erinnerungsbuch meiner Mutter griff. Ich wusste nur, dass es noch andere solcher Fotos enthielt und sehr viel Text. Diesen hatte ich bisher nicht gelesen, weil mir nach den ersten Seiten, die sich ausführlich mit meiner Geburt an Himmelfahrt und meinem dazu passenden Vornamen Theodor befassten, dazu die Lust vergangen war. Alles war mit Puderzucker überzogen und unsagbar kitschig, was ich mir damit erklärte, dass diese nüchterne Geschäftsfrau sich ausgerechnet „Die Heilige und ihr Narr“ von Agnes Günther zum literarischen Vorbild erkoren hatte. Ich habe also 1995 die mit Gänseblümchen verzierte und von Vöglein umflatterte Geschichte meiner süßen Babyjahre ungelesen wieder ins Regal zu den Fotoalben gestellt. Das war ein Fehler. Als ich nun – am Vorabend einer Urlaubsreise nach Baad - die ersten Seiten überschlug, stellte ich staunend fest, dass meine Mutter während des Zweiten Weltkriegs zu einem der Kriegszeit angemessenen Stil gefunden hatte.

Bekam unser Vater Fronturlaub, damit er sich um die Firma kümmere, nutzte er – man könnte meinen pflichtvergessen - die Gelegenheit, um mit Frau und Kindern ins Kleinwalsertal zu Albert Vonblon zu fahren, der uns und besonders meine Mutter immer gerne kommen sah. Meine Eltern waren gute Freunde des etwa ein Dutzend Jahre älteren Junggesellen geworden.

Wie vertraut man miteinander war, zeigte sich, als unser Vater im Januar 1942 zu einer Ausbildung für den russischen Winter ausgerechnet nach Baad abgestellt wurde. Die Soldaten waren im Sporthotel, aber auch in Bauernhäusern einquartiert. Auch in Alberts Haus waren alle Zimmer belegt. Dieser bot uns jedoch sein eigenes Schlafzimmer an, als unsere Mutter mit beiden Kindern sofort dem Vater nachreiste.

Ich erinnere mich, dass mein Vater und seine Kameraden aus fest gebackenem Schnee Blöcke schnitten und daraus ein Iglu bauten. Wir Kinder staunten, dass sich aus Schneeblöcken eine Kuppel formen ließ. Wir durften in das Schneehaus der Soldaten steigen und wunderten uns, dass es nicht schmolz, wenn es die Menschen von innen mit ihrem Atem allmählich erwärmten. Wahrscheinlich nahmen wir Kinder die Vorstellung mit nach Stuttgart, dass unser Vater in Russland, wenn es draußen schneit und stürmt, mit seinen Kameraden immer wieder recht gemütlich im Iglu sitzt und auf den Frühling und auf die Rückkehr zur Familie wartet. Mit den tatsächlichen Russlanderfahrungen eines Munitionsfahrers hatte dies nicht das Geringste zu tun. Doch von diesen wussten wir Kinder nur, dass die Panjepferde unseres Vaters auf die Namen Max und Moritz hörten.

Wie ernst diese Zeit war, ist bei mir nicht haften geblieben. Manfred und ich waren glücklich,

wenn wir wieder einmal nach Baad zum Albert reisen durften. Dass aber die Schrecken der Nazi-Zeit auch bis in diesen Winkel des Dritten Reiches drangen, wurde mir bei der Lektüre einer nun gar nicht mehr puderzuckerigen Notiz unserer Mutter deutlich. Sie dürfte aus dem Herbst des Jahres 1942 stammen. Der Almabtrieb hatte bereits stattgefunden, denn es gibt ein Foto, das mich in einem Regenumhang und mit einem langen Stock neben einer mit Papierblumen geschmückten Kuh und Albert Vonblon mit dem Almensommerbart zeigt.

In dieser nasskalten Zeit muss es gewesen sein. Uns zog es nach den Spaziergängen zurück in die warme Wohnstube mit dem großen Kachelofen. Wir wollten uns auf die Ofenbank setzen. Das durften wir sonst immer tun. Nur dieses eine Mal nicht. Wir hatten es nicht lernen müssen, aufs Wort zu gehorchen, sonst hätte unsere Mutter in ihrem Bericht nicht so hervorgehoben, wie sie erleichtert sie war, dass wir sofort pariert und nicht (wie üblich) erst nach dem Warum gefragt haben. Gerade heimkehrend hätten wir auf einen Wink Alberts und ihre Aufforderung hin die Wohnstube mit dem weiß gekalkten runden Ofen und den einzelnen grünen Kacheln, den Eckbänken und dem großen Holzdielentisch vor dem Herrgottswinkel wieder verlassen, bevor wir sie richtig betreten hatten. Auf der Schwelle seien wir umgekehrt. Die Mutter schreibt: Zwei Herren, die „beamtenmäßig“ aussahen, hätten Albert gegenüber am Tisch Platz genommen und auf der Ofenbank hätte ein uns vertrauter Kurgast gesessen.

Albert fragte meine Mutter wie nebenbei - aber das hörten wir Kinder schon nicht mehr, denn sie hatte uns ja bereits vor die Tür bugsiert - ob sie Frau Neu unterwegs gesehen habe. Meine Mutter verneinte dies geistesgegenwärtig. Wären wir noch im Zimmer gewesen, hätten wir bestimmt gesagt: „Aber Mutti, da sitzt sie doch.“

Wie es weiterging, beschreibt unsere Mutter nicht. Frau Neu, ein häufiger Kurgast, konnte jedenfalls von der Gestapo nicht festgenommen werden. Wir Kinder durften an den folgenden Tagen Albert nicht zum Ausmisten und zum Füttern der Kühe in den Stall und den Heustadel oberhalb des Hauses am Hang begleiten. Albert blieb stur - trotz unserer Bitten.

Als ich diese Geschichte las, konnte ich meine Mutter nicht mehr fragen, ob und wie die Rettung von Frau Neu, einer Jüdin, gelungen ist. Seltsam, dass sie nie darüber gesprochen hat. Sie hat die Geschichte, an der mein Bruder und ich ahnungslos beteiligt waren, nur aufgeschrieben und den weiteren Verlauf der Rettungsaktion nicht vermerkt. Mag sein, dass unsere Mutter bald abgereist ist, um der Gestapo nicht ein weiteres Mal über den Weg zu laufen, aber sie wird Albert bei nächster Gelegenheit sicher gefragt haben, was er weiter unternommen hat. Ich traue es ihm zu, dass er Frau Neu über alte Schmugglerpfade in die Schweiz gebracht hat. Wahrscheinlich wird heute in Baad niemand mehr wissen, dass es in diesem Tal zumindest einen gab, bei dem die Gastfreundschaft absoluten Vorrang hatte vor staatlicher Anmaßung. Ich denke, unser Albert hatte etwas vom Geiste Andreas Hofers, und die Nazis waren ihm in der Seele zuwider.

Das blaue Buch enthält noch weitere Geschichten, die jedoch weniger heroisch sind. Unsere Mutter hat auch beim Schwarzschlachten Schmiere gestanden bzw. gesessen. Sie räkelte sich im Liegestuhl vor dem Ottschen Nachbarhaus. Falls sich jemand Verdächtiges näherte, sollte sie - scheinbar mit uns Kindern spielend - mit großem Hallo ins Haus stürmen.

Während meines letzten Sommerurlaubs habe ich mich bei einer Buchhändlerin in Riezlern nach Aufzeichnungen zur Geschichte des Kleinwalsertals im Dritten Reich erkundigt. Sie meinte, das sei ein blinder Fleck. Das einschlägige Buch „Der Widderstein erzählt“ schweige sich darüber aus, wie es bei einer ehemals braun angehauchten Verfasserin auch kaum anders zu erwarten sei. Auch im Walsermuseum würde ich dazu nichts finden. Doch es gebe im Rathaus jetzt einen neuen, jungen Chronisten, der Hinweisen nachspüren könnte.

Ich selbst bin nicht in Baad herumgelaufen, um die Notiz meiner Mutter zu verifizieren. Es wird in dem kleinen Ort kaum mehr jemand leben, der sich an die Kriegsjahre erinnert. Albert ist vor zehn oder fünfzehn Jahren kinderlos gestorben. Zuvor hatte er im Fernsehen noch einmal über Lawinenschutz durch Tannenwälder gesprochen. Ich habe ihn so mehr zufällig wiedergesehen, weil mich das Thema Waldsterben beschäftigte. Albert hatte immer noch seinen riesigen Kropf und er

wirkte immer noch so stämmig wie in meiner Kindheit. Nur sein Haupthaar war licht und grau geworden.

Sein Haus aus von Sonne und Wind dunkelbraun gegerbten Tannenstämmen hat ein Neffe, der Sohn von Therese im Erlenboden, geerbt und fast von Grund auf erneuert. Dieser Neffe, an dessen Namen ich mich nicht erinnere, mit dem ich aber als Kind gespielt hatte, dürfte mein Alter haben. Vielleicht wurde ihm mehr berichtet. Ich wünsche es jedenfalls unserem Albert, dass man seiner im Kleinwalsertal eines Tages ehrend gedenkt und der Widderstein dann noch eine andere Geschichte zu erzählen hätte.

Weihnachten 1944.

Ein Feldpostbrief von Anna-Luise Ebert[4]

An Weihnachten 1944 war unser Vater in Kurland als Munitionsfahrer eingesetzt. Meine Mutter war 1943 mit ihren beiden Söhnen, vier und sechs Jahre alt, von Stuttgart nach Münsingen evakuiert worden, noch bevor unsere Wohnung im Feuersturm ausbrannte. Helma, ihre Cousine, hatte uns ihre Wohnung überlassen, nachdem ihr Mann kurz nach der Hochzeit gefallen war.

Wir Kinder, mein zwei Jahre jüngerer Bruder Manfred und ich, teilten 1944 die Sorgen unserer Verwandten nicht. Wir freuten uns naiv auf Weihnachten. Nicht einmal der Fliegeralarm am Heiligen Abend beunruhigte uns. Doch ein Brief unserer Mutter nach Kurland bietet ein Bild dieses Weihnachtsfestes, wie es kein Foto und auch keine kindliche Erinnerung festzuhalten vermöchte.

An den
Obergefreiten
Arthur Ebert
04087 E

Münsingen, 25. Dezember 1944

Du Liebster Bester!

Nun ist es schon das fünfte Mal, dass Du Weihnachten nicht mit uns feiern kannst. Helma und ich singen den Kindern zuliebe „Oh du fröhlich, oh du selige, Gnaden bringende Weihnachtszeit“, aber wir machen uns Sorgen, weil aus Kurland schwere Kämpfe gemeldet werden. Im letzten Brief hast Du noch geschrieben, dass die Front an Deinem Abschnitt ruhig sei und Du Deinen Munitionswagen zur Reparatur zurückfahren konntest. Wenn ich nur daran denke, dass die Granate, welche die Rückwand abgerissen hatte, Deine Karre voll getroffen hätte! Nur halb genesen von der letzten Verwundung und noch humpelnd wieder ein solches Himmelfahrtskommando! Du schreibst von Deiner Wut auf die Leuteschinder, aber wenn ich dann Deine Briefe lese, denke ich: In all dem Schlamassel, Dein Gottvertrauen möchte ich haben!
Ich kann nicht klagen. Wir verleben im tief verschneiten Münsingen schöne Festtage inmitten der immer hilfsbereiten Verwandten. Ich hatte befürchtet, dass meine Schwester es nicht schaffen würde, von Stuttgart auf die Raue Alb zu kommen. Sie trägt immer ihre Rotekreuz-Brosche, und die Leute wissen, was die Schwestern während der Bombenangriffe geleistet haben. Direkt vor dem Uracher Bahnhof ließ ein Autofahrer sie einsteigen und brachte sie – schwer bepackt wie sie war - bis vor unsere Haustür. Da war sie also schon am frühen Nachmittag bei uns. Eine halbe Stunde Autofahrt statt 2 1/2 Stunden durch den Schnee stapfen!
Und noch ein Glück, gewissermaßen ein kalendarisches. Der Heilige Abend fiel auf einen Sonntag. Wir besuchten den schlichten Gottesdienst der Evangelischen Gemeinschaft – auch heute mit Sonntagsschule für die Kinder. Für die Erwachsenen keine Predigt, nur Adventslieder, und dann beteten wir für Frieden auf Erden, und manche dachten wahrscheinlich: Lang kann es jetzt nicht mehr ge-

[4] Der Originalbrief Anna-Luise Eberts (1915-2010) wurde für einen Erzählwettbewerb des Berliner „Tagesspiegel“ im Januar 2011 stilistisch überarbeitet.

hen! Diese heilig ernste Stimmung begleitete mich durch den ganzen vierten Advent bis in den Abend. Anders als in früheren Jahren kam ich trotz der letzten Vorbereitungen zur Ruhe, und auch die Kinder bedrängten mich nicht. Manfred ließ sich von Theo Märchen vorlesen. Hänsel und Gretel und König Drosselbart.
Es war schwierig, einen schönen Christbaum zu bekommen und diesen zu schmücken. Unsere silberglänzenden Kugeln sind ja alle in Stuttgart verbrannt, aber die Kinder waren ganz begeistert von ihrer Erfindung. Anstelle von Kugeln versahen sie Wattebäusche mit Aufhängern. „Das sind Schneeballen“, sagte Manfred, und Theo half mir, Kiefern- und Tannenzapfen mit Silberbronze zu bestreichen. So ging es auch ohne Lametta. Doch den Storch, der bisher im Unterholz gesessen hatte, haben die Kinder dann doch vermisst. Aber dann sagte Manfred: Das ist ja der gleiche Christbaum wie in Stuttgart. Und ich dachte mir: Warum durfte ich den Baum nicht auch für Dich, ja mit Dir schmücken, du mein Herzlieb? Aber ich will ja alles hinunterwürgen, die Kinder brauchen eine frohe Mutti.
Marle und ich zündeten unsere Kerzen an. Es gab noch ein Sammelsurium von Stümpfen. Die ganz einfachen Weihnachtslieder sind den Kindern am liebsten. „Ihr Kinderlein kommet“ können sie auswendig. Theo singt mit, wenn auch immer auf demselben Ton, und Manderle faltet inbrünstig die kleinen Hände. Beide Kinder hofften ja so sehr, dass das Christkind kommen und sie jetzt auch in Münsingen finden würde. Die Chancen standen nicht schlecht, denn der Nikolaus hatte sie ja bereits entdeckt, und den hatten sie gebeten, doch ja das Christkind in die Hermann-Göring-Straße 22 zu schicken.
Aber dann gab es Voralarm, und niemand konnte sagen, ob das Christkind auch bei Alarm noch kommen könne. Doch dass es schon unterwegs sei, wusste Theo genau. Als es dunkel wurde, war er von der Molkerei nach Hause gerannt. Ein Schulkamerad habe gesehen, wie das Christkind in ein Haus hinein gegangen sei.
Und dann läutete es an unserer Tür. Und es kam, das Christkind in aller Pracht und Herrlichkeit und mit einem Berg von Päckchen auf dem Schlitten. Im glänzenden, langen, weißen Gewand. Wozu ein Hochzeitskleid und ein Schleier doch gut sind! (Es war die junge Frau Schmid, die Schwester der Frau unseres Predigers.) So zart und schön sang es „Kling Glöckchen, klingelingeling“ und sprach mit den Kindern und gab ihnen dann ihre Päckchen. Theo und Manderle konnten noch einen Vers für das liebe Christkind aufsagen. Und dann durften sie auspacken.
Von Tante Marle bekamen sie eine Ritterburg mit Zugbrücke. Die war auf der Rettungsstelle gebastelt worden. Onkel Wilhelm und Tante Eva schickten an die hundert Bleisoldaten - Reiter, Infantrie, Hauptleute, alles. Von den Großeltern brachte das Christkind einen Wasserfarbkasten und ganz frische Eier von den eigenen Hühnern. Der Farbkasten ist in den heutigen Zeiten eine große Kostbarkeit und mir genehmer als Bleisoldaten. Von Oma Schilling bekamen sie Bildergeschichten: „O diese Buben“, lauter Bubenstreiche. Von Tante Christine brachte der Engel 10 Eier und eine Büchse Schmalz und für Tante Marle ein großes Rauchfleischstück. Von Tante Helma, die über die beiden Festtage in Machtolsheim bei den Eltern ihres gefallenen Mannes ist, erhielt jedes Kind ein Paar Socken, eine lange, warme Hose und ein kariertes Hemd. Von Tante Schlingle gab’s „Hans im Glück“ als Bilderbuch und Pralinen. Von Tante Marle noch Knetmasse. Onkel und Tante Schilling schickten wie jedes Jahr „Das neue Universum“ und noch zwei Bücher „Die Schildbürger“ und Bechsteins Märchen. Ich habe den Kindern ein Dorf geschnitzt und weitere Baublöcke zurechtgesägt. Ich hätte ihnen gerne ein Quartett geschenkt, aber ich bekam nur ein schwieriges Geschicklichkeitsspiel aus Hartholzstäben: Mikado.
Theo und Manfred überreichten mir zusammen ein Päckchen. Tante Helma hatte es für sie zur Sammelstelle für Weihnachtspäckchen bringen müssen. Theo hatte sehr geheimnisvoll getan, nur leider sich mal versprochen. Ich habe getan, als hätte ich gerade weggehört. Die beiden Buben standen vor mir und passten genau auf, ob ich mich auch genügend freue. Ich packte aus. Ein Buch: „Axel wird ein Kerl“. Ich sollte möglichst sofort mit dem Lesen beginnen. Wie der Titel sagt: Es ist eine Bubengeschichte. Theo hat das Buch vor Wochen in der Schule von Herrn Ziegler als Preis bekommen.

Er hat es dann nur heimlich gelesen.
Ich bekam von Marle noch eine selbst gestrickte Jacke und als Überraschung die Fotos, die wir im Sommer bei Deinem Genesungsurlaub gemacht haben. Ich lege einige bei.
Die Backen der Kinder färbten sich immer mehr. Die Entwarnung hörten sie nicht mehr. Ich deckte nun den Tisch für das Festessen. Onkel Max und Tante Christine waren inzwischen auch noch gekommen. Unsere gute Lydia hatte uns aus Mundingen doch wahrhaftig vom brüderlichen Hof eine Gans geschickt, Rauchfleisch, Schmalz und dazu noch die Grieben.
Du glaubst vielleicht, die Kinder hätten Dich in ihrem Glück vergessen. Als ich ihnen von der Gans ein zartes Stück zuteilte, sagte Theo unvermittelt: „Wenn jetzt nur Papi da wäre, das würde ihm auch schmecken.“ Und die Kinder machten sich daran, Dir die besten Stücke zu reservieren. Im Nu war die halbe Gans weg. Wie sehr aber ich an dem ganzen schönen Heiligen Abend an Dich dachte, gelt Schätzle, das brauche ich Dir nicht zu schreiben.
Auch der heutige Christtag war wieder sehr schön. Und nun hoffen wir, dass morgen von Dir ein Brief kommt. Schon über 14 Tage kam ja nichts mehr von Dir, und seit dem 21. werden die schweren Kämpfe von Kurland gemeldet.
Von Deinen Eltern wurden wir herzlich eingeladen. Theo würde gerne die Kaninchen füttern. Ich werde aber nicht nach Beihingen fahren. Es ist zu gefährlich. Ich esse gerade einen Lebkuchen von Oma und entsinne mich, wie gut mir auch ihr erster schmeckte. Du brachtest ihn mit auf die Eisbahn. Vielleicht waren es sogar mehrere. Hast wohl ein paar gestaucht. Auf der Waldau saßen wir auf einer Bank und kauten. Ich sehe Dich noch neben mir sitzen in Deinem weißen Rollkragenpullover.
Ich habe Oma einen Brief geschrieben und ihr von den Lebkuchen auf der Waldau erzählt. Jetzt darf ich Dich schon mal verpetzen. Deine Mutter muss sicher lachen und vielleicht auch weinen, wenn sie den Brief liest. Du liebstes, bestes Lebkuchenklauerle.

Gelt für heute reicht Dir der Brief? Morgen schreibe ich Dir dann vielleicht wieder. Gute Nacht Lieb. Ich umarme und küsse Dich

Dein Luisle

Arthur Ebert wurde in Kurland schwer verwundet und erreichte auf einem Lazarettschiff Dänemark, wo er in Gefangenschaft geriet. Im Sommer des Jahres 1945 sah er seine Familie in Münsingen wieder.

Evakuiert auf der Schwäbischen Alb

Wer als erstes Kind in eine junge Ehe hinein geboren wird, darf meistens erfahren: Du bist geborgen und du wirst geliebt. Du brauchst vor nichts und niemandem Angst zu haben. So wuchs ich die ersten vier Jahre auf.
Meine Eltern, der Kaufmann Arthur Ebert und die Stenotypistin Anna-Luise Liebermann, hatten im Oktober 1936 geheiratet. Im Mai 1937 war ich geboren worden. Meine Eltern bewohnten eine großzügige Vierzimmerwohnung in einem vierstöckigen, aus Sandstein gefugten Bau in der Hegelstraße 58, am westlichen Rande des Stuttgarter Talkessels. Das Haus stand am Fuße der in weit geschweiften Serpentinen zur Waldeshöhe ansteigenden Straßen, gesäumt von Villen und Gärten und untereinander verbunden durch Staffeln.
Ab dem vierten Lebensjahr besuchte ich den nahe gelegenen evangelischen Kindergarten und lernte dort das Spielen in einer Gruppe. Als ich Geschichten folgen konnte, ließ ich mir auf den Spaziergängen von Lydia, dem Pflichtjahrmädchen, Märchen vorlesen. Mit der rechten Hand hielt sie das Märchenbuch, mit der anderen schob sie den Kinderwagen, in dem Manfred, mein zwei Jahre jüngerer Bruder, schlief. Mein Held war König Drosselbart, weil er die hochnäsige Prinzessin erst mal das Leben der armen Leute fühlen ließ, bevor sie Königin werden durfte.
Dass zweieinhalb Jahre nach meiner Geburt der Zweite Weltkrieg begonnen hatte, merkte ich zunächst nur daran, dass der Vater aus der Wohnung verschwand. Er war nicht mehr mit dem Mercedes unterwegs, um Kunden zu besuchen. Er blieb ganz lange weg, bis es dann plötzlich hieß, er komme auf Urlaub. Und „Urlaub“ wurde zum Zauberwort meiner Kindheit. Es signalisierte: Ein Feiertag folgt auf den andern, bis der Vater wieder „an die Front“ muss.
Ohne den Urlaub waren wir eine Familie ohne Vater. Dabei spürte ich von klein auf, dass ich doch einen Vater habe. Das ist der Mann, der mich beim Trinken des „Schoppens“ auf dem Arm hält, auf dessen Schulter ich reiten darf und der mich im Schwimmbad durchs Wasser zieht. Doch nun: „Maikäfer flieg! Der Vater ist im Krieg. Die Mutter ist im Pommerland, Pommerland ist abgebrannt.“
Meinen Vater schmerzte dieser verdammte, dieser von den Nazis erzwungene Abschied von seiner kleinen Familie ungemein. 1910 geboren hatte er den Ersten Weltkrieg als etwas Bösartiges in Erinnerung. Er wusste, was es bedeutet, ohne Vater aufzuwachsen. Mein Großvater Georg Ebert, Werkszimmermann bei Bosch, war vier Jahre bei den Pionieren eingesetzt gewesen.
Unser Vater wollte partout bei seiner Familie bleiben. Nie wieder Krieg! Und doch - aus einer sozialdemokratisch gesinnten Familie kommend - ahnte er: Hitler bedeutet Krieg! Und Krieg ist das größtmögliche Unglück, das seine Familie treffen kann.
Die bösen Ahnungen, aus denen er keine Konsequenzen zu ziehen vermochte, bewahrten den Vater nicht davor, nach dem Angriff auf Polen sofort zur militärischen Grundausbildung eingezogen zu werden. Aus dem erfolgreichen Kaufmann wurde von einem Tag auf den anderen Schütze Arsch. Doch 1939 war er bereits 29 Jahre alt und ein selbständiger Elektrokaufmann und Generalvertreter von Zulieferern der Radioindustrie. Ihn ärgerte es maßlos, dass er nun auf dem Kasernenhof von dreisten, ungehobelten Unteroffizieren und jungschen Rotzlöffeln von Offizieren herumkommandiert wurde. Er traute es diesen „Vorgesetzten“ nicht zu, dass sie mit den Leitern von Firmen der Radio- und Elektrobranche ein informatives Verkaufsgespräch führen – geschweige denn ihnen einen fachkundigen Brief schreiben könnten. Darin war er sich mit seinem Bruder Alfred einig. Der war gleichfalls aus leitender kaufmännischer Tätigkeit zum Barass geholt worden. Die Brüder teilten einander ihre Einschätzungen der Vorgesetzten mit, wobei Alfred dem älteren Bruder sogar Vorschläge machte, wie er diese Leuteschinder auflaufen lassen könnte. Die beiden entlehnten ihr Vokabular dabei nicht den Heeresberichten von Goebbels Frontberichterstattern. Alfred hatte seine erste Stelle verloren, weil er Dr. Robert Ley, den Leiter der Massenorganisation Deutsche Arbeitsfront, im Gespräch mit Kollegen ein „versoffenes Breimaul“ genannt hatte.
Jahrzehnte später habe ich diese Feldpostbriefe der Brüder gelesen und abgeschrieben, weil sie mir

in ihrem harschen Tonfall weitaus mehr zusagten als Vergleichbares aus der Feder Jochen Kleppers, der in den evangelischen Kreisen, in denen ich als Synodaler verkehrte, als Gesangbuchdichter und Märtyrer hoch verehrt wurde und dessen getragenen Stil ich als viel zu betulich und salbungsvoll empfand.
Noch während der Grundausbildung bekam mein Vater zu Weihnachten 1939 den ersten Kurzurlaub. Und wie gesagt, „Urlaub“ gehörte (im Unterschied zu Ferien) von nun an zu den ganz wichtigen neuen Worten in meinem jungen Leben. Meine Mutter, mein Bruder Manfred und ich lebten sechs Jahre lang von Urlaub zu Urlaub. Unser Vater setzte alles daran, möglichst oft und möglichst lang zur Familie zu kommen. Und weil von den Rotzlöffeln so viele erschossen wurden und die Lücken auch mit Nichtabiturienten gefüllt werden sollten, meldete unser Vater sich sogar zu einem Offizierslehrgang, nur um weg von der Front und in die Nähe der Familie zu kommen. Man lebte damals von einer Woche zur anderen. Am Ende des Lehrgangs und den Treffen mit der Familie, die ihm nachgereist war, wurde es ihm übel vermerkt, dass er sich bei den Prüfungen so blöd anstellte, dass er nicht zum Offizier befördert werden konnte. Er blieb bis zum Ende des Krieges Obergefreiter. Zur Strafe für sein fragwürdiges Versagen als Offiziersanwärter musste er dann an der Ostfront Munition zu den Schützengräben fahren. Dieses Himmelfahrtskommando war ein hoher Preis für die kurze Zeit des Glücks am Rande mit Frau und Kindern. Nachdem sein Bruder Alfred in Stalingrad umgekommen war, rechnete er sich aber ohnehin nur eine geringe Überlebenschance aus. Doch Kameraden in den Tod kommandieren, wollte er auf keinen Fall.

Es war am Tag vor dem Heiligen Abend, dass er 1939 zum ersten Mal in Uniform nach Hause kam. Er hatte das Weihnachtsfest nicht mit uns vorbereiten können und so schenkte er mir spontan – ohne dies mit der Mutter abstimmen zu können - einen imposanten Wiegengaul mit echtem, schwarzem Fohlenfell. Ich reichte dem Ross kaum an die Ohren. Es bleckte die Zähne, konnte aber nicht fressen, und ich konnte mit ihm auch nicht durch die Zimmer galoppieren, wie dies mit jedem Steckenpferd möglich gewesen wäre. Ein ganz klein bisschen Vertrauen erweckend war an dem hohen Schaukelpferd allenfalls, dass sein Fell mit den Kurzhaarwirbeln dem des Mantels meiner Mutter glich. Nur war das Fell eben schwarz und nicht braun, wie das des modisch-knappen Mantels der Mutter. Also, dieses Ross war ziemlich unbrauchbar; an ihm war so gar nichts zum Kuscheln. Ich bestieg es tapfer, doch ungern. Die Mutter lobte den Vater für diese großartige Weihnachtsüberraschung überhaupt nicht. Das Ross war und blieb ein pädagogischer Fehlgriff und als es dann 1944 mit den anderen Möbeln in der großen Wohnung im Stuttgarter Westen verbrannte, habe ich es nicht sonderlich vermisst.
Der bis zur hohen Decke ragende Weihnachtsbaum mit seinen vielen Kerzen, dem Lametta und den silbern glänzenden Kugeln und einem Storch im Gehölz überstrahlte vieles. Und neben dem Ross gab es von den Patentanten auch eine Burg mit Graben und Zugbrücke und einigen Rittern. Und diese Burg stimmte mich ein auf Grimms Märchen.
Der Vater sah ein, dass ich zum Reiten keine Lust hatte und las mit mir – alsbald ohne Uniform im bequemen Sessel sitzend – in meinen Bilderbüchern. Das liebste war mir das von den fleißigen Heinzelmännchen, die vordem in Köln des Nachts hüpften und trabten, putzten und schabten. In diesem Gedicht von den Faulpelzen, welche die Kapuzenmännlein für sich arbeiten ließen, gab es so viele lustige Worte. „Und fegten und backten und klopften und hackten“. Doch schon bald musste der Vater wieder zum „Barass“- offenbar etwas ganz Scheußlichem – wegfahren.
Die Mutter packte nun im Büro Päckchen und Pakete mit Batterien und Taschenlampen. Damit belieferte sie - behelfsmäßig und vorläufig unsere Stammkunden, um diese für die Nachkriegszeit zu halten. Diese Kunden waren Elektrogeschäfte in der näheren Umgebung Stuttgarts. Diese Kunden hatte Arthur Ebert nach und nach gewonnen, als er 1928 von der Elektrogroßhandlung, in welcher er den Beruf des Kaufmanns erlernt hatte, entlassen worden war und er sich selbständig machen musste. Zuerst hatte er vom Fahrrad aus Reflektoren vertrieben, welche bei den Deckenlampen in den Fabrikhallen, wenn man sie hinter die Glühbirnen schraubte, den teuren

Strom gezielt nutzten. So passte er sich an die Notsituation an. Die kleinen Elektrogeschäfte in der Umgebung Stuttgarts verkauften – mangels größerer Aufträge – auch gerne Kleinbeleuchtungskörper - vom Fahrradbirnchen bis zur Signallampe mit roten und grünen Vorschaltgläsern.
Nach der Parole „Kleinvieh macht auch Mist“ war der Vater durch die Zeit der Depression gekommen. Vor der Heirat konnte er dann seine Einnahmen durch die Übernahme der Generalvertretung von mitteldeutschen Zulieferern der Radiobranche erheblich steigern. Er hatte die Leipziger Messer besucht und mit seinem Auftreten und seinen Fachkenntnissen einige Fabrikanten davon überzeugt, dass er ihre Produkte als Generalvertreter in Württemberg durchsetzen könne. So erfolgreich er damit auch war, er behielt daneben den Handel en gros mit den kleinen Elektrogeschäften bei. Das war ein krisenfestes Geschäft. Er misstraute der Bereitwilligkeit der Fabrikanten, auf die Dauer ihrem Generalvertreter, wenn dieser sie erst einmal mit Großkunden in Verbindung gebracht hatte, weiterhin den zunächst gewährten prozentualen Anteil am Umsatz zu gewähren.
Seine Vorsicht half ihm dann nach dem Krieg, wieder (fast) von vorne anzufangen. Alle von ihm vertretenen Firmen lagen auf dem Gebiet der DDR. In der Radiobranche konnten sich nur noch diejenigen durchsetzen, die unverbraucht den Krieg überstanden, irgendetwas gehortet und anders als unser schwer kriegsbeschädigter Vater, der im Krieg alle materiellen Güter verloren hatte, nun schwungvoll zu investieren vermochten. Unserem Vater war in sechs Jahren Kriegsteilnahme der Schwung und der jugendliche Charme fast vollständig abhanden gekommen, und nur die Treue der Vorkriegskunden in der Umgebung Stuttgarts und der zunehmende Verbrauch von Batterien aller Formate erlaubte ihm dann – nach der Währungsreform im Jahre 1948 - eine erneute Existenzgründung mit nichts als dem Leichtmotorrad NSU Quick und der Lagerung seiner Batterien und Taschenlampen im Schlafzimmer unserer Souterrainwohnung auf halber Höhe des Stuttgarter Talkessels. Von den Generalvertretungen blieb nur die Lautsprecherfirma Feho, die nach Remscheid übergesiedelt war.
Zu Beginn des Krieges – bis zum Angriff auf Russland – hatten die Eltern noch vage gehofft, dass der Krieg nicht allzu lange dauern und der Vater in sein Geschäft zurückkehren könnte. Die Mutter belieferte die Kunden und erstritt sich Bezugsscheine für Benzin, um die knappen Waren auch ausliefern zu können. Nachdem dann der stolze Mercedes Benz CV bei einem Fliegerangriff in der Garage zerstört worden war, fuhr die Mutter die Pakete und Päckchen im Kinderwagen zur Post am Hoppenlau-Friedhof. Manfred und ich liebten diese Ausflüge zur Post, weil wir uns hinter den – unter Denkmalschutz stehenden - alten Grabsteinen verstecken durften.
Einmal trafen wir vor der Post auf zwei ältere Männer und eine Frau, die gelbe Sterne auf ihren Mänteln trugen. Ich erinnere mich nicht mehr, wie die Mutter mir diese Abzeichen erklärte, aber als Kind spürt man, auch wenn man den politischen Hintergrund nicht versteht, was die Mutter bei diesem Anblick empfindet. Es waren dies offenbar Menschen, mit denen sie Mitleid empfand.
Wir Kinder durften zu Hause „helfen“. Wir schichteten die Batterien wie Bausteine. Nur die Laschen durfte ich von den „Normalbatterien“, die in die Signallampen passten, nicht abreißen. Erlaubt war hingegen, den Inhalt der Papierkörbe zu sortieren. Leider kamen immer weniger Prospekte von Firmen, die vom Vater vertreten wurden oder die ihm etwas anboten. Die Mutter konnte bei Anfragen nur darauf verweisen, dass ihr Mann im Felde stehe. Dass er diesen ganzen Kommis verfluchte und sich als feldgrauer Gefreiter um seinen Erfolg als Elektrogroßhändler und Generalvertreter betrogen sah, verstand ich nicht, aber ich spürte doch, dass meine Eltern sehnlich auf ein baldiges Ende des Krieges und die Fortsetzung der Geschäftstätigkeit und einen erneuten gemeinsamen Urlaub im Kleinwalsertal hofften.
Als zur Feier des Sieges über Frankreich geflaggt werden sollte, hing aus unserem Fenster keine Hakenkreuzfahne. Der Blockwart aus dem obersten Stockwerk monierte dies. Die Mutter ließ ihn wissen, dass eine bestimmte familiäre Erfahrung dagegen spreche und sie dieses Flaggen als voreilig empfinde. Sie hat mir später von diesem Gespräch mit dem Blockwart erzählt. „Ist der

Krieg denn schon zu Ende?“ habe sie den eifrigen Herrn gefragt. „Mein Mann steht noch im Feld. Für eine Siegesfeier ist es noch zu früh. Bei Tannenberg hatte Feldmarschall Hindenburg gesiegt. Mein Vater ist danach mitsamt Eisernem Kreuz in Russland gefallen, noch bevor ich geboren wurde. Da warte ich mit dem Flaggen lieber, bis der letzte Schuss gefallen ist.“
Zu spüren bekam ich den Krieg als Fünfjähriger so richtig, als Luftschutzalarm uns nachts aus den Betten in den tiefen, gewölbten Keller trieb. Dort war neben dem Regal mit Einmachgläsern ein Stockbett aufgeschlagen worden. Und es gab häufig Fliegeralarm. Die Distanz zwischen unserer Wohnung in der Hegelstraße und den kriegswichtigen Boschwerken neben dem Hoppenlau-Friedhof betrug nur einen Kilometer.
Mit flächendeckenden Luftangriffen war zu rechnen. Meine Patentante Maria Liebermann, die ein Jahr ältere Schwester meiner Mutter, hatte ihre Stelle als Schneidermeisterin in einem Modegeschäft, das Juden gehört hatte, verloren und arbeitete nun bei Bosch an einer Werkbank und als Rotekreuzschwester in der Rettungsstelle Hölderlinstraße, zweihundert Meter von unserem Haus entfernt. Ich durfte sie dort besuchen. Sie trug eine weiße Haube, eine graue Bluse und einen weißen Schurz. Dazu eine emaillierte Brosche mit dem roten Kreuz.
Alle hatten Angst vor den eckigen Stiften der Phosphorbomben. Sie durchschlugen die Dachziegel und steckten das Gebälk in Brand. Auch ich war mit der Mutter und der Tante mehrmals zur Bühne hoch gestiegen, wo normalerweise Wäsche getrocknet wurde. Dort gab es nun einen Sandhaufen, mit dem man den Phosphorbrand ersticken konnte. Doch wie sollte man ihn bemerken, wenn man Keller saß?
Ich begriff, dass das Dach und unsere Wohnung über uns brennen konnten, während wir im Keller auf das Entwarnungssignal der Sirene warteten. Die einzige Möglichkeit, aus einem brennenden und zusammenstürzenden Haus zu entkommen, bestand darin, durch Verbindungstunnel in Nachbarhäuser und von dort vielleicht ins Freie zu gelangen.
Am Anfang waren noch Sprengbomben gefallen. Die vordere Wand des Hauses, in dem die Großeltern und Hedwig, die Schwester meines Vaters und meine zweite Patin, in der Rosenbergstraße 128 wohnten, war im April 1943 von einer solchen Sprengbombe abgerissen worden. Verschüttet und am Kopf schwer verletzt wurde der Großvater geborgen. Die Großeltern und Tante Hede, zogen fürs erste zu uns in die Hegelstraße. Mit einem Kran wurde das Klavier, das ich von der Straße aus sehen konnte, vom zweiten Stock auf die Straße gehievt und mit den verbliebenen Möbeln untergestellt.
Später fanden die Großeltern eine Unterkunft im ersten Stock des Neuen Schlosses in Beihingen am Neckar. Das war der Nachbarort von Pleidelsheim, dem Heimatdorf meiner Großmutter. Ihr Vater war dort Küfermeister und Landwirt gewesen. Das Haus zeichnete sich über der Eingangstür aus durch einen Ritter Georg, der dem Drachen seinen Speer in den Rachen rammte. Die Gernis waren ein Geschlecht, dass seit Generationen in Pleidelsheim gelebt und gearbeitet hatte, doch nationalsozialistische Bürgermeister hatte die Großmutter genötigt, ihre Äcker zu verkaufen. Geblieben waren ihr nur noch ein paar Obstbaumwiesen und Gartenland. Der Großvater kümmerte sich dann von Beihingen aus um diese Reste, nachdem er sich von der Verletzung in der Bombennacht einigermaßen erholt hatte und von Bosch etwas vorzeitig in den Ruhestand entlassen worden war.
Die Lage wurde in Stuttgart immer bedrohlicher. Die Sprengbomben hatten nur punktuell treffen und zerstören können, doch die wahrhaft höllische Wirkung der Phosphorbomben bestand darin, dass sie durch die Dachstuhlbrände einen wahren Feuersturm auslösten, der auch die Fliehenden erfasste und verkohlte.
Wie sollte die Mutter es mit einem Vier- und einem Sechsjährigen es schaffen, durch das Netzwerk der Kriechtunnel zu entkommen? Sie erwog, den Großhandel vorläufig einzustellen und Stuttgart zu verlassen. Ich lernte dafür ein neues Wort: „Wir werden evakuiert“.
Unser erster Anlaufpunkt war das Dorf, aus dem unser zwanzigjähriges Pflichtjahrmädchen Lydia zu uns gekommen war. Sie war eine entfernte Verwandte der Mutter, von Natur eine treue Seele und

klug dazu. Sie liebte Manfred und mich wie eigene Kinder. Und von den Nazis und ihren Siegen hielt sie so wenig wie meine Mutter. Als Gasmasken verteilt wurden, fragte meine Mutter den Blockwart, wo denn die Masken für die Kinder seien. Es gab keine. Da lehnte nicht nur die Mutter, sondern auch Lydia den Empfang einer Maske ab. „Sollen wir mitansehen, wie die Kinder ersticken?“

Lydia stammte aus Mundingen, einem kleinen Dorf auf der Schwäbischen Alb, etwa zwanzig Kilometer von der Kreisstadt Münsingen entfernt. Ihr ältester Bruder hatte dort einen Bauernhof, der mitten im Dorf lag. Das Haupthaus mit seinem spitzen Giebel, an dem Nistkästen hingen, war zweistöckig. Zwei Zimmer standen leer, weil zwei Männer, die zum Hof gehört hatten, zum Militär eingezogen worden waren.

Zunächst war dieses Evakuieren für mich wie Urlaub im Kleinwalsertal. Vorneweg durfte ich Lydia zu ihren Verwandten nach Mundingen begleiten. Ich fühlte mich auch bei ihr geborgen, hoffte aber natürlich, dass die Mutter bald nachkommen würde. Dieses Dorf auf der Rauen Alb mit seinen Scheunen, Holzschobern und Ställen mit den Kühen, den Schweinen und Ferkeln, den Hühnern und den Gänsen und gar den glucksenden Truthähnen mit den gestreiften, riesigen Federn und ihren roten, schlabbrigen Kämmen und dann auch noch den Kaninchen, welche meinen Löwenzahn mümmelten, glich der Szenerie in den Märchen, aus denen Lydia auf den Spaziergängen zum Kräherwald vorgelesen hatte.

Ich wollte zu den gleichaltrigen Jungen im Dorf gehören und alles mitmachen, was diese ausheckten. Und auch ich durfte mit der Gabel Mist auf den Schubkarren heben und versuchen, diesen zum Misthaufen und dort auf das ansteigende Brett zu schieben. Diesen Karren zu bewegen, war mein ganzer Stolz.

Nach ein paar Wochen kam die Mutter nach. Sie hatte noch eine Grundausstattung für den weiteren Verbleib der Familie verpacken und für den Transport fertig machen müssen. Sie wollte auf der Alb bleiben, zumal ich nun in die Schule musste. Doch vorläufig war in Mundingen alles wunderbar. Ferien auf dem Dorf! Ich war frei wie noch nie. Die Mutter und Lydia brauchten mich hier nicht im Auge zu haben. Die Mutter half bei der Ernte und fuhr den einzigen Traktor des Dorfes. Wer Mercedes kann, kann auch Traktor. Unsere Mutter war mit dem Leben in einem Dorf von klein auf vertraut. Bis zum Ende der Grundschulzeit war sie in Mehrstetten, das zwischen Mundigen und Münsingen an der Bahnstrecke liegt, in einem kleinen Bauernhaus mit schiefen Wänden aufgewachsen. Sehr primitiv. Der Kriegerwitwe und ihren beiden Töchtern war von Fritz Eberhard, einem kriegsgeschädigten Vetter, ein Quartier eingeräumt worden. Im Vergleich dazu lebten wir in Mundigen bei Lydia komfortabel.

Auf Sechsjährige muss man in einem Dorf nicht aufpassen. Das besorgen die Kinder untereinander. Ich war anpassungsbereit, und es war mir wichtig, als Stadtjunge bei den anderen immer mitmachen zu dürfen. Diese Jungen konnten Dinge, die ich (noch) nicht konnte und ich wollte eben auch ein Bauernjunge sein wie die anderen.

Eine Erfahrung, die ich im Sommer 1943 in Mundingen als Sechsjähriger machte, ist mir ins Gedächtnis gebrannt und ich kann sie heute noch fühlen. Über diese Erfahrung habe ich später im Seminar an der Freien Universität Berlin gesprochen, weil ich mich rückblickend fragte, was aus mir geworden wäre, wenn der Krieg nicht 1945 geendet hätte und ich der nationalsozialistischen Erziehung ausgeliefert und dem elterlichen Einfluss mehr und mehr entzogen worden wäre. Ich behandelte im Proseminar zur gewaltfreien Konfliktaustragung das berühmte Milgram-Experiment. In diesem hatte sich gezeigt, dass unter dem Einfluss von Autoritäten ganz normale, man könnte sagen friedliebende Bürger extreme Gewalttaten begehen können, statt Mitleid zu empfinden und es zu zeigen. Wer von dem Experiment schon hat läuten hören, aber mit den Einzelheiten des Ablaufs nicht mehr vertraut ist, sei hier daran erinnert, dass bei einem angeblichen Lerntest den nicht Lernfähigen mit Stromschlägen auf die Sprünge geholfen werden sollte. Das Erschreckende an diesem Experiment war, dass die Simulation eines wissenschaftlichen Experiments und das Auftreten der Wissenschaftler in weißen Kitteln die Probanden veranlasste, den Testpersonen immer

stärkere Stromschläge zu verpassen und sich auch von Schmerzensschreien nicht davon abbringen zu lassen, weitere Stromschläge auszuteilen. Die Wissenschaftler in den weißen Kitteln bestanden darauf, dass die Fortsetzung der Bestrafung für den Erfolg des Experiments unbedingt erforderlich sei.
Bei der Analyse dieses Experiments kamen die amerikanischen Forscher zu dem Ergebnis, dass nicht nur Nazis, sondern auch durchschnittliche Bürger in Demokratien sich von Autoritäten zu brutalen Gewalttaten verführen lassen.[5]
Eine ähnliche Erfahrung machte ich in Mundingen, als meine Spielkameraden die Starenkästen an der Giebelwand, wo nun Spatzen nisteten, ausnahmen und mir klar machten, dass Spatzen Schädlinge seien, die eine Menge Korn fressen, das eigentlich die Hühner brauchen, um möglichst viele Eier zu legen. Darum gelte es, die Spatzenbrut zu vernichten. Das geschah, indem man die jungen, noch fast nackten Piepmätze mit Schmackes an die Hauswand warf. Ich wurde aufgefordert, dasselbe zu tun und ich tat es. Ich fühle das nackte Spatzenjunge immer noch in meiner Hand. Hätte die Mutter uns beobachtet, wäre dies nicht geschehen, weil ihre Gegenautorität diese unsinnigen Behauptungen der Dorfkinder außer Kraft gesetzt hätte. Doch allein auf mich gestellt, war ich dem Anspruch dieser gleichaltrigen Dorfautoritäten nicht gewachsen.
Ich hatte wenig Zeit, mich auf diese neue Umgebung und die Mentalität der Jungen im Dorf, die mir nicht unfreundlich, sondern kameradschaftlich begegneten, einzustellen. Nachdem auch Manfred mit der Mutter in Mundingen eingetroffen war, erkrankten wir beide an Diphterie und wurden vom Arzt am 11. Juli 1943 ins Munderkinger Krankenhaus gebracht. Diese Daten entnehme ich dem Tagebuch, das die Mutter für jedes ihrer Kinder geführt hat.
Die Zeit im Krankenhaus überstand ich besser als Manfred. Als Vierjähriger litt er unter der Trennung von der Mutter mehr als ich. Uns beiden war nicht bewusst, dass Diphtherie eine lebensgefährliche, ansteckende Krankheit ist. Und wir wussten auch nicht, was man unter Quarantäne zu verstehen hat. Wahrscheinlich traf die Krankheit uns nicht mit der üblichen Härte, weil wir im Sommer 1942 zweimal gegen Diphtherie geimpft worden waren. Wir durften nach einigen Tagen wieder aufstehen, mussten aber als „Bazillenträger“ sechs Wochen lang im Krankenhaus bleiben.
Am 9. August 1943, ihrem 28. Geburtstag, konnte die Mutter uns zum ersten Mal im Krankenhaus

---

[5] (nach Wikipedia) Das **Milgram-Experiment** ist ein erstmals 1961 in New Haven durchgeführtes psychologisches Experiment, das von dem Psychologen Stanley Milgram entwickelt wurde, um die Bereitschaft durchschnittlicher Personen zu testen, autoritären Anweisungen auch dann Folge zu leisten, wenn sie in direktem Widerspruch zu ihrem Gewissen stehen. Der Versuch bestand darin, dass ein „Lehrer“ – die eigentliche Versuchsperson – einem „Schüler“ (ein Schauspieler) bei Fehlern in der Zusammensetzung von Wortpaaren jeweils einen elektrischen Schlag versetzte. Ein Versuchsleiter (ebenso ein Schauspieler) gab dazu Anweisungen. Die Intensität des elektrischen Schlages sollte nach jedem Fehler erhöht werden. Diese Anordnung wurde in verschiedenen Variationen durchgeführt. …Das Milgram-Experiment sollte ursprünglich dazu dienen, Verbrechen aus der Zeit des Nationalsozialismus sozialpsychologisch zu erklären. Dazu sollte die „Germans-are-different“-These geprüft werden, die davon ausging, dass die Deutschen einen besonders obrigkeitshörigen Charakter haben. Nach den ersten Ergebnissen der Untersuchung in New Haven schien dies jedoch nicht mehr notwendig, auch weil die Untersuchung in ihrem Aufbau wesentlich grundsätzlicher angelegt war.

Milgram kommentierte die Ergebnisse seines Experiments so:

„Die rechtlichen und philosophischen Aspekte von Gehorsam sind von enormer Bedeutung, sie sagen aber sehr wenig über das Verhalten der meisten Menschen in konkreten Situationen aus. Ich habe ein einfaches Experiment an der Yale-Universität durchgeführt, um herauszufinden, wie viel Schmerz ein gewöhnlicher Mitbürger einem anderen zufügen würde, einfach weil ihn ein Wissenschaftler dazu aufforderte. Starre Autorität stand gegen die stärksten moralischen Grundsätze der Teilnehmer, andere Menschen nicht zu verletzen, und obwohl den Testpersonen die Schmerzensschreie der Opfer in den Ohren klingelten, gewann in der Mehrzahl der Fälle die Autorität. Die extreme Bereitschaft von erwachsenen Menschen, einer Autorität fast beliebig weit zu folgen, ist das Hauptergebnis der Studie, und eine Tatsache, die dringendster Erklärung bedarf.“

– Stanley Milgram: The Perils of Obedience, Harper´s Magazine, 1974

besuchen. „Ihr durftet bis zur abgeschrankten Tür kommen und mir einen Blumenstrauß übergeben. Auf Deine Frage, wann ich Euch denn mitnehmen würde, konnte ich keine Antwort geben und auch nicht der neben mir stehende Arzt Dr. Votteler. Ihr habt mir dann, als ich auf die Straße trat, nachgewunken. Und dann geschah etwas Schreckliches. Manfred wurde plötzlich klar, dass ich Euch ja wieder nicht mitgenommen habe. Er sprang hoch, klammerte sich ans Fensterkreuz und schrie und schrie: Mutti – Mutti. Du standest still und traurig daneben. Mir gellten die Schreie die Straße entlang nach und ich sah lange Dein betrübtes Gesicht und unseren armen Manfred. Ich setzte mich auf den Rand des Munderkinger Marktbrunnens und überlegte, was ich nach Eurer Entlassung tun sollte. Ihr wart schmal und bleich und mit Grausen dachte ich an die Nächte im Luftschutzkeller.“
Die Mutter entschloss sich, die Belieferung der Kunden einzustellen und zur Familie der Schwester ihrer Mutter nach Münsingen zu ziehen. Am 23. August wurden Manfred und ich aus der Quarantäne entlassen. Die Krankenschwestern waren sehr lieb gewesen und sie desinfizierten durch Bügeln noch bis an die Grenze der Bräunung die Postkarten und Zeichnungen, die uns die Mutter ins Krankenhaus gesandt hatte.

Vom ersten bis zum dritten Schuljahr besuchte ich in Münsingen die Volksschule. Im Sommer 1946 zog die Familie zurück nach Stuttgart. Ich besuchte in der Kräherwaldschule die vierte Klasse und bestand 1947 die Aufnahmeprüfung für das altsprachliche Eberhard-Ludwigs-Gymnasium.

Der makabre Abortus von Winnetous Silberbüchse[6]

Kinder lesen bei Karl May von fabelhaften Schusswaffen und der unglaublichen Geschicklichkeit und Treffsicherheit Old Shatterhands und Winnetous im Umgang mit dem Bärentöter und der Silberbüchse. Hätte auch ich als Siebenjähriger gerne mal eine solche Waffe in die Hand genommen, sie angelegt und abgefeuert? Ich weiß es nicht mehr. Welches Verhältnis hat ein Schüler zu Waffen, wenn er sie nicht aus eigener Anschauung kennt, sondern nur aus sagenhaften Erzählungen oder von den Zeichnungen und den Fotos der Kriegsberichterstatter?
Ich hatte von den griechischen Heroen in Gustav Schwabs „Die Sagen des klassischen Altertums“ und von den Helden des Nibelungenliedes gelesen. Doch das spielte in sehr alten Zeiten und die Sagen unterschieden sich nicht wesentlich von Grimms Märchen, nur dass das Ende häufig grausam war und sich nicht auf die Formel bringen ließ: „Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.“
In den Sagen gab es nachweislich viele Tote, doch gesehen hatte ich als Kind noch keine Leiche. Und in den Bilderheften, die unter uns Kindern in der Schule kursierten, gab es nur tapfere deutsche Soldaten und keine toten Feinde, jedenfalls keine, die uns aus gebrochenen Augen angestarrt hätten. Vorbildlich ein Landser auf einem der Bilderbögen. Er hatte einen Blindgänger aus einem Bauernhaus geschleppt und war der Explosion dann selbst nur knapp entgangen. Doch tödliche Waffen hatte ich als Kind in natura noch nie erblickt. In den Urlaub kam der Vater zwar in der feldgrauen, immer schäbiger werdenden Uniform, aber eine Waffe hatte er nie dabei.
Doch wie konnte ein sensibler Erwachsener, eine liebe Großtante oder ein ergrauter Großonkel, einem ABC-Schützen ein Gewehr, eine Art Silberbüchse schenken, also einem Kind, das nur gehört hatte, dass vier seiner Onkel in Russland „gefallen“ waren, einem Kind, das diese Onkel nur von Fotos mit einem schwarzen Band über einer Ecke des Bilderrahmens kannte? Bedachten diese Verwandten denn nicht, dass der Vater dieses Jungen seit Jahren in Russland durch Schützengräben kroch und in Unterständen hockte, wenn er nicht wieder einmal mit seinem Gespann von Panjepferden Munition über freies Gelände transportieren musste, was er dann ein Himmelfahrtskommando nannte?
Ich weiß nicht mehr, welche der Tanten auf die – aus der Sicht meiner Eltern – blödsinnige Idee gekommen war, dem fünfjährigen Manfred und mir das Luftgewehr zu schenken, das durch Umklappen des Laufes gespannt und mit winzigen Bleikugeln geladen wurde. Ersatzweise konnte man die knappen Bleikugeln auch durch geschwänzte Bolzen ersetzen, die sich dann in die Zielscheiben bohrten und immer wieder verwendet werden konnten.
Die Mutter räumte das Luftgewehr, das Manfred und ich gerne ausprobiert hätten, zunächst zur Seite. „Wenn Papi in Urlaub kommt, kann er Euch zeigen, wie man schießt.“
Wir waren neugierig. Bisher hatte der Vater uns nur mit Pfeil und Bogen ausgerüstet. Über den astlosen, gebogenen Schössling eines Haselnussbusches wurde eine Schnur gespannt, Pfeile wurden geschnitten, angespitzt und am Ende mit einer Kerbe versehen. Das war ein Spielzeug, mit dem wir die Pfeile in den Himmel schossen und uns freuten, wenn sie beim Niederfallen im Boden stecken blieben, was selten der Fall war.
Der Vater war von dem Luftgewehr nicht begeistert, aber er konnte das Geschenk auch nicht demonstrativ zurückweisen und so erklärte er uns eben, wie man über Kimme und Korn zielt, wie dabei der Kolben des Gewehrs an die Schulter gepresst wird und wie man dann abdrückt, ohne zu verwackeln.
Zur Geschenkpackung gehörten auch Schießscheiben mit den konzentrischen Ringen. Ich übte und traf immer besser. Noch als Gymnasiast konnte ich auf dem Cannstatter Wasen beim Volksfest auf Anhieb meinen Begleiterinnen eine Rose schießen. Kimme und Korn auf Linie gebracht und schon zersplitterte das Gipsröhrchen, in dem die Papierblume mit Glitzersternchen steckte. Ich bin aber

[6] Übung während der Literarischen Sommerakademie in Schrobenhausen, Aug. 2013

nie auf die Idee gekommen, meine ruhige Hand in einem Schützenverein zur Geltung zu bringen.
Auf Menschen zu schießen war beim Fronturlaub des Vaters kein Thema. Wir fragten ihn nicht, ob er schon einmal einen Russen getötet habe. Das kam uns gar nicht in den Sinn.
Unser Problem war, dass die Munition für das Luftgewehr ausging. Die grüne, flache Büchse mit den Bleikügelchen war bald leer. Und da hatte der Vater eine geniale Idee. Er schnitt grüne Ästchen von Buchen, deren Dicke dem Durchmesser des Gewehrlaufs entsprachen, in passende Stückchen. Mit dieser Munition konnte auch bei Fehlschüssen nichts Schlimmes passieren. Manfred und ich beugten uns zum Spaß über Weidezäune und baten den Vater, mit den Buchenstückchen auf unsere von Lederhosen bedeckten Pobacken zu zielen. So wurde die Schießerei zum harmlosen Spaß.
Der Vater musste zurück an die Front nach Kurland. Wir verloren das Interesse am Luftgewehr und an der Munition aus Buchenschnippeln. Viel effektvoller war es, aus einer Astgabel eine Schleuder zu schnitzen, diese mit mehreren Gummiringen von Weckgläsern auf Zack zu bringen, so dass sich damit in einen Lederfleck gebettete Kiesel verschießen ließen. Es schepperte fabelhaft, wenn wir damit Blechbüchsen von Zaunpfählen schossen.
Das Luftgewehr wurde also wieder in die Kammer gestellt und vergessen. Bis dann die Amerikaner anrückten und Münsingen im Straßenkampf eroberten. Die Mutter überlegte, was die Befreier bei einer Durchsuchung unserer Wohnung in der Hermann-Göring-Straße auf gar keinen Fall finden durften. Hitlerbilder hingen nicht an der Wand. Doch „Mein Kampf“, das staatliche Hochzeitsgeschenk für alle Paare, wurde in der Küche in den Herd gesteckt und samt ungebrochenem Goldschnitt in Asche verwandelt. Blieb als corpus delicti noch das Luftgewehr. Konnten die Amerikaner es mit einer echten Waffe verwechseln? Eigentlich nicht, aber die Mutter wollte kein Risiko eingehen. Verbrennen konnte man am Gewehr nur den Kolben, aber nicht den Lauf, und durch das Vergraben eines Gewehrs im Kräuterbeet hinter dem Haus machte man sich erst recht verdächtig. So beförderte die Mutter das Schießgewehr an den einzig sicheren Platz im Hause. Es versank auf Nimmerwiedersehen im Plumpsklo. Und wenn es niemand herausgefischt hat, dann ruht die Silberbüchse dort noch heute.

Wo ist dein Bruder?[7]

Der Reiz so mancher Erinnerung an die Kindheit besteht darin, dass die kleinen Helden unversehens in ein Milieu geraten, in das sie nicht hinein geboren wurden. Das berühmteste Beispiel ist wahrscheinlich Mark Twains „Der Prinz und der Bettelknabe“. In der folgenden Geschichte ist der Kontrast zwischen hoch und niedrig, adlig und gemein weit geringer, aber sie spielt immerhin in einem Schloss und mein Bruder und ich hätten es nie betreten und darin gespeist und übernachtet, wenn der Zweite Weltkrieg uns nicht in dieses Gemäuer verschlagen hätte. Und das kam so.

Der erste englische Bombenangriff auf das Stammwerk der Firma Bosch in Stuttgart verfehlte zwar sein Ziel, aber eine verirrte Sprengbombe riss die vordere Hälfte des Sandsteinhauses, in dessen drittem Stock meine Großeltern wohnten, in die Tiefe. Sie konnten die Hälfte ihres Mobiliars – einschließlich des Klaviers meiner Tante – immerhin noch bergen, mussten aber eine Wohnung außerhalb Stuttgarts finden. Da mein Großvater bei dem Angriff verschüttet und verletzt worden war und mit seiner Wiederherstellung vor der baldigen Verrentung als Werkszimmermann von Bosch nicht zu rechnen war, akzeptierten meine Großeltern, ihre Tochter und die Urahne als Alterssitz drei große Räume und die seit Menschenaltern nicht mehr renovierte Küche im ersten Stock des Neuen Schlosses von Beihingen am Neckar. Meine Großmutter stammte aus einer Familie von Bauern und Küfern im benachbarten Pleidelsheim. Und es gab aus ihrem Erbe dort mehrere Obstbaumwiesen und ein großes Stück Gartenland, das auch von Beihingen aus bewirtschaftet werden konnte.

Doch das Ausweichquartier hatte aus der Sicht meiner Großmutter auch eklatante Nachteile – besonders im sanitären Bereich. Das Neue Schloss war neu nur im Blick auf das einen Bogenschuss entfernte Alte Schloss, das aus der ganz alten Ritterzeit datierte und noch ein geräumiges Brunnenbassin aufwies, das im Falle von Belagerungen durch feindliche Rittersleut als Trink- und Löschwasser diente und in dem nun große Döbel schwammen, die wir Kinder nach Heuschrecken schnappen ließen. Auch das so genannte Neue Schloss war 1535 noch aus Bruchsteinen erbaut worden. Diese waren aber nur noch auf der steil zu einem Bach hin abfallenden Rückseite sichtbar. Doch dort hielt sich niemand auf, denn der Boden war moderig und bedeckt von Brennnesseln, Holundergestrüpp und knorrigen Robinien. Zum Dorf hin waren die Wände früher oder später verputzt worden. Und die ganze Anlage umgab – mit Ausnahme der schroff abfallenden Rückseite - eine hohe Mauer, die aber zwei bogenförmige Durchlässe frei ließ. Außerdem konnte man durch ein zweiflügliges, aber gewöhnlich geschlossenes Tor zu der hohen Zehntscheuer gelangen, die sich innerhalb der Mauer erhob und an diese angelehnt gemeinsam mit dem Schloss erbaut worden war.

In seinem Innern war das quadratische, turmlose Schloss großzügig gegliedert. Über eine breite, laut knarrende Eichentreppe stieg man nach oben, vorbei an einem großformatigen Stich des auf Helena sterbenden Napoleon. Mein Bruder Manfred und ich empfanden die Räume des Schlosses als riesig. Die Eichenbalken an den Decken waren so dick wie unsere Unterarme lang. Wir mussten uns gegen die Türen stemmen, um sie öffnen, und wir genossen es, auf die Plattform im ersten Stock zu treten und durch die Schießscharten und vorbei an den Ästen einer hoch ragenden Kastanie auf den Schlosshof und auf die ehemaligen Pferdeställe zu blicken, in denen unser Großvater zuerst seine Werkstatt eingerichtet, dann Kaninchenställe und ein fuchssicheres Hühnerhaus gebaut und schließlich auch noch Heu eingelagert hatte. Auch wenn sich die Großmutter über das Plumpsklo und den altertümlichen Herd mit Wasserschaff und herausnehmbaren Ringen über der Feuerstelle beklagte, so waren mein zwei Jahre jüngerer Bruder Manfred und ich doch glücklich über dies abenteuerliche Notquartier der Großeltern.

Nachdem wir von Münsingen, wo wir in den letzten Kriegsjahren evakuiert gewesen, nach Stuttgart zurückgekehrt waren, freuten wir uns darauf, die Großeltern so oft wie möglich im Neuen Schloss in Beihingen zu besuchen. Wir beide schliefen zusammen in einem gleichfalls riesigen Ei-

[7] Übung zum autobiographischen Schreiben in der Literarischen Sommerakademie in Schrobenhausen, Aug. 2009

chenbett und blickten beim Aufwachen hinauf zu den dicken Deckenbalken und freuten uns auf die Waffeln, welch die Großmutter über dem offenen Feuer in einem Eisen, das sich im Gewinde drehen ließ, für uns backte – Eier von eigenen Hühnern inklusive.

Auch der Großvater steuerte regelmäßig sein Teil bei zum Diner im Schloss. Er hatte so viele Kaninchen, dass er mit dem Leiterwagen, dem er noch Wangen aufsteckte, zu Straßenrainen ausfahren musste, um dort mit der Sense Klee zu mähen. Er fütterte damit Dutzende immer hungriger Belgischer Riesen. Das war eine schwergewichtige Rasse, mit der er auch Preise gewann, ob nun vereinsintern oder im regionalen Vergleich weiß ich nicht mehr. Doch ich erinnere mich, dass die einschlägige Fachzeitschrift „Der Kleintierzüchter“ die Lieblingslektüre – genau genommen den einzigen Lesestoff – meines Großvaters bildete – neben dem „Boschzünder“, der Hauszeitschrift der Mitarbeiter und Pensionäre der Firma Bosch.

Wir begleiteten den Großvater gerne, wenn er zu den Obstbaumgrundstücken nach Pleidelsheim fuhr und dabei den Leiterwagen hinter sich her zog. So lernten wir beim Futterholen die Anlage von Beihingen, zumindest die steil zum Schloss ansteigende Hauptstraße kennen. Ich konnte mich bald alleine zurechtzufinden. Doch gemeinsam waren Manfred und ich eigentlich nie ohne den Großvater unterwegs und wir weiteten unsere Erkundungszüge um das Schloss nur zögernd aus.

Durch das Gartentor gelangte man aus dem Schlosshof auf eine weite Wiesenfläche, die sich vorzüglich zur Pferdekoppel geeignet hätte und es vor Zeiten sicher auch gewesen war, weil sie hangaufwärts von einer Fortsetzung der Schlossmauer, in der Tiefe von einer Weißdornhecke und hangabwärts von Haselnussbüschen, die einen Bachlauf säumten, begrenzt war. Längs der Schlossmauer hatten die Großeltern Tomaten und Bohnen gepflanzt. Diese durften wir selbständig ernten, soweit wir die Schoten der rot blühenden Stangenbohnen eben erreichen konnten. Doch aufregender war es, mit Astknorren nach den grünen, stacheligen Früchten der Rosskastanien zu werfen. In die rechte Hosentasche steckten wir diejenigen, die schon ganz reif waren und rundum rotbraun glänzten. In die linke kam die zweite Wahl. Das waren diejenigen, die noch weiße Flecken aufwiesen.

Schließlich waren unsere Taschen prall gefüllt und wir beschlossen, den Streifzug bis zum hinteren Ende der Pferdekoppel auszudehnen. Vielleicht ließ sich außer Kastanien auch noch etwas Essbares finden. Die Haselnüsse waren noch zu grün. Zwar ließen sich die Schalen leicht zerbeißen, aber die Kerne lösten sich nicht von der Schale und schmeckten fad.

Manfred stöberte einen Igel auf. Ich rief ihm zu:

„Du darfst ihm nichts machen mit dem Stock!“

„Ich will doch nur, dass er sich einkugelt. Und dann macht er die Kreuzotter kaputt.“

„Aber da ist doch gar keine Kreuzotter.“

Das bedauerten wir beide, aber ich musste Manfred schon zugestehen, dass in unseren Tiergeschichten Igel und Kreuzottern gemeinsam zu erscheinen pflegten.

Der Igel tat uns nicht einmal den Gefallen, die ihm neben der Kreuzotternbekämpfung nachgesagte Igelstellung zu beziehen, sondern rannte in erstaunlichem Tempo unter die Weißdornhecke.

„Wenn es kein Acker gewesen wäre, sondern eine Strecke mit Gebüsch, hätte der Igel den Wettlauf mit dem Hasen vielleicht auch ohne den Trick mit seiner Frau gewonnen!“

Manfred bezweifelte dies, interessierte sich aber für etwas anderes. „Weißt Du, was auf der anderen Seite der Dornenhecke ist?“

Ich wusste es nicht. Manfred fand eine Lücke. Jenseits waren Obstgärten.

„Das sind bloß Kirschbäume. Alle abgeerntet.“

„Doch das am Hang ist keiner. Ich glaub, das ist ein Nussbaum.“

„Mensch, Nüsse, prima!“

Manfred wollte losstürmen. Ich konnte den Hosenboden vor mir gerade noch packen.

„Vorsicht!“ Doch die Luft schien rein zu sein. Ringsum offenes Gelände. Niemand zu sehen. Trotzdem pirschten wir uns geduckt an.

Wir machten es wie bei den Kastanienbäumen und warfen mit Aststücken nach den Walnüssen. Sie waren noch nicht reif, jedenfalls nicht so ganz. Wir lösten die grünen Hüllen um die Nüsse und

brachen mit dem Taschenmesser die beiden Nusshälften auseinander. Dabei achteten wir darauf, dass vom Saft nichts an unsere Hände kam. Gelbbraun gefärbte Finger hätten uns später verraten.

Unsere Kenntnisse in der praktischen Botanik gingen sogar noch weiter. Grüne Walnüsse haben einen bitteren Nachgeschmack, aber dieser bleibt aus, wenn man die dünne Haut, die den Nusskern umgibt, mit den Fingernägeln ablöst, eine schwierige Operation, wenn man gleichzeitig deren gelbbraune Verfärbung zu vermeiden trachtet.

Mit dieser, viel Fingerspitzengefühl erfordernden Tätigkeit waren wir intensiv beschäftigt, als Manfred zusammenschrak. Nur „Theo“ konnte er noch herauswürgen.

Ein dicker Bauer – mit einer Hacke in der Hand – kam auf uns zugelaufen. Er war nicht mehr weit weg. Vier, drei Kirschbäume noch.

Ohne mich umzusehen, rannte ich los. Die Kastanien kullterten aus den voll gestopften Hosensäcken. Ich lief aufs Dorf zu. Die Straße entlang, zweihundert – dreihundert Meter.

Dann schaute ich mich um. Der Bauer in dem blauen Kittel war nirgends zu sehen. Ich hatte ihn abgehängt! Aber in mir krampfte es sich zusammen. Manfred? Ist er mir denn nicht gefolgt?

Ich suchte mich zu beruhigen. Manfred läuft schneller als ich. Der dicke Kerl hat ihn niemals einholen können.

Die Sonne schien grell in die weiß verstaubte Straße. Sie war leer. Nur ein paar Hühner scharrten in einer Miste.

Ich hielt mich im dunklen Schatten der Häuser, blickte immer wieder zurück. Jetzt hoffte ich, mein Verfolger würde auftauchen. Doch nichts störte den bedrückenden dörflichen Frieden. Die Hühner fuhren fort, ihre Staubbäder zu nehmen.

Ob Manfred gestolpert ist? Hat er sich in einem Mauseloch den Fuß verrenkt? Vielleicht hat ihn der Bauer mit der Hacke verdroschen.

Warum hatte ich mich nicht früher nach ihm umgeschaut? Ich verließ die Straße, drückte mich ein paar lehmige Weglein entlang, vorbei an weiß gekalkten Hühnerställen und Gemüsegärten mit Tomaten, Kohlrabi und Endiviensalat und ein paar Sonnenblumen. Ich überquerte den Bach und stieg wieder zum Schloss hoch, denn bisher war ich von ihm weggelaufen.

Ich war ausgepumpt und doch stieg ich immer schneller, so als ob mir das Peinigen der Muskeln etwas Erleichterung verschaffen könnte.

Dass ich Manfred so im Stich gelassen hatte! Dass ich gar nicht mehr an ihn gedacht hatte, nur los gerannt war!

Ich hastete den Schlossberg hoch. Die Angst rieselte mir durch die Glieder; sie hätte mich lähmen können, doch die Beine bewegten sich mechanisch.

Ich stand vor der Schlossmauer. Ich versuchte meine Erregung zu unterdrücken, legte eine Kastanie mit weißen Flecken vor mir auf den Boden, und diese vor mir her kickend bemühte ich mich harmlos durch das dorfseitige Mauertor zu schlendern.

Auf den ersten Blick sah ich Manfred. Weinend hing er an meiner Mutter. Vor ihnen der dicke Bauer in seinem mit Lehm verschmierten blauen Kittel. Er stand vielleicht drei Schritt zurück. Auch die Hacke versuchte er nicht allzu sehr in den Vordergrund zu rücken. Lamentierend daneben unsere Großmutter. Ihr schien es offenbar das Beste, sich dadurch zu entschuldigen, dass sie Manfred mit Mahnungen überschüttete.

Ich hatte eigentlich nicht die Absicht, diese Gruppe zu ergänzen. Doch bevor ich mich verdrücken konnte, hatte die Oma mich entdeckt. Ich näherte mich zögernd, bemühte mich, zerknirscht dreinzuschauen und doch zu lächeln – gewissermaßen hilflos. Besonders letzteres gelang.

Mir schoss durch den Kopf, wie es gekommen war. Manfred war schnurstracks auf das Schloss zu gerannt, während ich den Umweg über das Dorf gewählt hatte. Nein, ich war nicht kopflos losgehetzt. Nein, nicht einmal damit konnte ich mich entschuldigen. Wie ich den Bauern in der Richtung täuschen könnte, daran hatte ich sofort gedacht, nur nicht an Manfred.

Seine schnellen Beine und der Vorsprung hatten ihm nichts genutzt. Als der Verfolger die Fluchtburg erkannt hatte, war er meinem Bruder zwar schnaufend gefolgt, hatte aber schließlich den Übel-

täter im Schlosshof gestellt.

Meine Lage war peinlich. Mich, den Gerisseneren und somit Schuldigeren, trafen nun die strafenden Blicke. Dabei hätte mich in diesem Moment nur interessiert, was Manfred von mir dachte. Doch der hatte den Kopf an die Mutter gepresst und heulte.

Sein Schluchzen löste schließlich die Spannung, denn ich war nicht der Einzige, dem alles ziemlich peinlich war. Einem Kind fehlt dafür wohl der Blick, aber ich denke, objektiv betrachtet war unsere 35jährige Mutter mit ihrem langen blonden Haar eine sehr schöne Frau. Sie hätte die Schlossherrin sein können. Und nun dieses Häufchen Elend in ihren Armen. Der gerechte Bauernzorn konnte sich hier nicht entladen. Und beinahe sich seinerseits für den Auftritt entschuldigend, bemerkte er nur noch: „Die Nussa waret ja no ganz grün. Die hättet se doch gar net essa könna.“, bevor er sich unter dem dankbaren Lächeln meiner Mutter und unter den Beteuerungen der Großmutter, dass wir uns bessern würden, zurückzog. Der Großvater war nirgends zu sehen. Die direkte Kindererziehung hatte er immer schon den Frauen überlassen.

Das liegt nun schon viele Jahrzehnte zurück. Ich habe mich nicht nennenswert gebessert und habe bei Gelegenheit noch einige Zwetschgen und manche Nuss gemaust, und doch: Mag auch die Zeit vieles im Gedächtnis verwischt haben, so hat dieses Erlebnis im Laufe der Jahre nur noch an Bedeutung gewonnen. Es hat sich als Mahnung eingebrannt. Die leere, im blendenden Lichte der Sonne liegende Dorfstraße, die sich im Staub pudernden Hühner, die krampfhafte Hetze durch das Holunderdickicht des Schlosshangs – die scheue Suche nach dem ersten Blick des Bruders.

Kampfzone Hauptmannsreute[8]

Angeregt durch die Erinnerungen von Hermann Lenz an Stuttgarter Ausblicke, an Straßen, Staffeln und Villen und auch im Gedanken daran, dass ich nach dem Tode meiner Mutter nicht mehr so häufig nach Stuttgart kommen und dort spazieren gehen könnte, hatte ich mir für den heutigen Morgen vorgenommen, noch einmal einen guten Teil des Schulweges zur Grundschule am Kräherwald zurückzulegen und einiges zu fotografieren und nebenbei in Stichworten die kleinen Geschichten zu notieren, die mir vor Ort wahrscheinlich wieder einfallen würden.
Der Clou unter diesen Erinnerungen vor Ort war die Wiederentdeckung der Gartentür und der Treppe des Hauses Hauptmannsreute 94 - schräg gegenüber der alten Villa Bosch an der Ecke zum Honoldweg.
Nur auf das Gartentor und auf die steile Treppe achtete ich. Die Treppe führte über zwei Absätze zur Haustür empor. Der erste Absatz kam gleich hinter dem Tor, der zweite lag weiter oben. Nun vor Ort erinnerte ich mich deutlich. Es hatte des Augenscheins bedurft. Der springende Punkt an der Hauptmannsreute 94 waren aber nicht die Absätze der Treppe, quadratische Zwischenplateaus, die in der Geschichte als Tatorte auch noch ihre Bedeutung hatten; es war in erster Linie das Gartentor. Dieses Tor hatte es uns ermöglicht, einen Bandenkrieg auszutragen nach dem Vorbild nordamerikanischer Indianer und Fallensteller.
So etwas wie Jugendgangs, wie man sie aus amerikanischen Filmen oder - positiv ins Deutsche gewendet - aus "Emil und die Detektive" kennt, gab es in meiner Kindheit nicht, wohl aber bildeten die ungefähr Gleichaltrigen einer Straße mehr oder weniger fest gefügte Gruppen, die sich zu gemeinsamen Spielen und vielleicht auch zu etwas weniger harmlosen Unternehmungen, dem so genannten Unfug (wir selbst nannten es Streiche) locker verabredeten. Eine solche Gruppe, die sich selbst eine Bande nannte, gab es nicht nur in der Hauptmannsreute, sondern auch im Honoldweg, der gerade dort im rechten Winkel auf die Hauptmannsreute trifft, wo der Lilienthalweg dann steil zum Kräherwald ansteigt.
Die Honold-Bande hänselte und drangsalierte uns aus der Hauptmannsreute ohne Grund, gerade mal so, um ihre Überlegenheit zu beweisen. Wir fühlten uns ohnmächtig und hilflos. Der Anführer der Honold-Gruppe war einen Kopf größer und wahrscheinlich auch ein Jahr älter als wir. Mit vereinten Kräften hätten wir ihn wahrscheinlich bezwungen, denn er schien uns eher hochgeschossen denn kräftig zu sein. Was ihn jedoch unangreifbar machte, war das leidige Faktum, dass er ständig von einem Schäferhund begleitet wurde und dass dieser dem Langen aufs Wort parierte.
Der Honold-Bande war mit dem Bizeps alleine nicht beizukommen, und so waren wir gezwungen, das Ende des Honoldweges und die Villa Bosch mit ihrem großen privaten Park zu meiden, obwohl wir die Angewohnheit hatten, über Zäune zu klettern und uns in den Gärten großer Grundstücke umzusehen. Das gehörte zu unseren Indianerspielen, für die es halt der „Jagdgründe“ bedurfte.
Tauchte jedoch der lange Lulatsch mit seinem Schäferhund auf, nahmen wir reißaus. Die Honold-Bande merkte dies und machte sich hinfort einen Spaß daraus, uns zu jagen. Das war vorhersehbar, und wir Jungen aus der Hauptmannreute suchten nach einer Möglichkeit, doch einmal Stand zu halten und uns zur Wehr zu setzen. Und jetzt im Blick auf das Tor erinnerte ich mich wieder an die List, die uns Indianern zum Erfolg verholfen hatte.
Das Haus Hauptmannsreute 94 war noch etwas steiler als die anderen Häuser an den Hang gebaut und hatte zur Straße hin eine etwa drei Meter hohe Mauer aus Sandsteinquadern. In diese war ein aus Vierkantstäben geschmiedetes Tor eingefügt. Oben über das Tor zog sich noch einmal ein Band aus Sandsteinblöcken. Dahinter waren wir vor den Verfolgern sicher. Doch uns hinter das Tor zu flüchten und auf den Abzug der Feinde zu warten, war auf die Dauer keine Lösung.
Wir richteten es nun so ein, dass bei der nächsten Verfolgungsjagd nur ich und mein Freund Peter in

[8] Übung zum autobiographischen Schreiben in der Literarischen Sommerakademie in Schrobenhausen, Aug. 2012

den Eingang des Hauses Nr. 94 flohen, während die anderen aus der Hauptmannsreute - und das waren nur noch drei oder vier, darunter mein Bruder Manfred - vor dem Tore blieben. Der lange Lulatsch rannte mir nach, hinter ihm Peter. Ich keuchte, war ich doch ziemlich dick. Doch in dem Moment, in dem der Lange das Tor passiert hatte, klappte Peter dieses von innen zu, so dass der Schäferhund, der von den anderen aus unserer Gruppe kurz abgelenkt worden war, bevor sie weiter flüchteten, ausgeschlossen blieb und nun bellend gegen das Gitter sprang.
Das war eine völlig neue Situation. Peter bewachte das Tor und sorgte dafür, dass es von außen nicht mehr geöffnet werden konnte. Ich drehte mich oben auf der Treppe um und erwartete eine Stufe oberhalb des zweiten Absatzes den Langen.
Dem nun folgenden Zweikampf ging sicher ein kurzer Wortwechsel voraus. Das gehörte sich so. Doch die Worte waren belanglos, da ich entschlossen war, ohne Verzug meine Position zu nutzen und die Sache auszukämpfen. Ich stand auf der Treppe in Augenhöhe mit dem Langen, schlang den rechten Arm um seinen Hals und drückte nach unten. Mein ganzes Körpergewicht warf ich auf ihn und ich war ein ziemlicher Brocken. "In den Schwitzkasten!", schrie Peter, und das war es, was ich vorhatte. Du nimmst den Hals des anderen in die Ellenbogenbeuge und drückst zu, was die Kräfte hergeben. Und ich drückte und legte mein ganzes Fett obenauf.
Die Wirkung blieb nicht aus. Peter mahnte: "Pass auf, der hat's mit der Lunge!" Und tatsächlich, der lange Blasse unter mir sah nicht gut aus. Ich ließ ihn Luft schnappen. "Mein Herz, ich krieg keine Luft!" Das konnte ein Trick sein. Doch mir wurde mulmig.
Ich behielt ihn noch im Schwitzkasten, drückte aber nicht mehr zu. "Ich lasse Dich raus, wenn Ihr uns in Ruhe lasst." Das versprach er, und dies war unter uns Kindern, die wir nun mal danach trachteten, Winnetou oder Tecumseh nachzuahmen, ein durchaus verlässliches Versprechen, gewissermaßen ein Indianerehrenwort.
Wie wir den gefürchteten Schäferhund durch ein Manöver ausgeschaltet hatten, hat sich unter den Nachbarkindern herumgesprochen. Die träumten auch von Überfällen und Hinterhalten und auch sie suchten die technische Überlegenheit der Bleichgesichter durch Finten auszugleichen. Da wäre es auf allgemeine Missbilligung gestoßen, wenn die Honold-Indianer sich an die Zusage, die ihr Häuptling im Zweikampf gegeben hatte, nun nicht gehalten hätten. Dieser musste daran interessiert sein, als ehrenhafte Rothaut zu gelten und nicht als fieses Bleichgesicht, das Bestien ins Feld führt.
Wir aus der Hauptmannsreute hielten dies für eine mächtig-gewaltige Lösung des Konflikts. Erst hinterher wurde einigen klar, wie riskant die Falle gewesen war. Was hätte nicht alles passieren können! Doch vielleicht - sag ich mir heute - war der Hund gar nicht so beißwütig, und wir hatten das nur geglaubt, weil die Honold-Gruppe uns damit gedroht hatte. Jedenfalls hielten alle Beteiligten es für das Klügste, sich in Zukunft aus dem Wege zu gehen. Kein happy end, kein gemeinsames Spiel und schon gar keine Friedenspfeife.
Doch die Szene mit dem Schwitzkasten stand mir nun nach 52 Jahren wieder deutlich vor Augen. Ein kleiner Gandhi warst du damals nicht! Kein Zweifel. Ich hörte wieder Peters Ruf: Pass auf, der hat's mit der Lunge! Von dem Tatort machte ich noch ein Foto. Ob es andere gibt, die sich noch erinnern? Was aus dem langen Blassen mit dem Schäferhund wohl geworden ist? Ich tippe mal: Jurist. Pacta sunt servanda! Verträge muss man halten!

Jauchzet, frohlocket – bzw. gar nicht.

Vom musikalisches Handicap eines Abiturienten[9]

Heutzutage können Oberschüler das eine oder andere Nebenfach abwählen. Zu meiner Zeit war alles für alle obligatorisch – auch die Musik. Ohne Rücksicht auf die individuelle Begabung musste jeder vorsingen und andere Proben seiner Musikalität präsentieren.
An unser Gymnasium hatte es nach dem Krieg einen regelrechten Kapellmeister verschlagen, der nun das musische Niveau des auf alte Sprachen spezialisierten Gymnasiums heben sollte. Er gab sich Mühe, und das Eberhard-Ludwigs-Gymnasium glänzte mit Aufführungen von Bachs Weihnachtsoratoriums. „Jauchzet, frohlocket! Auf, preiset die Tage!“, schallte es ab Oktober durch den ganzen Bau.
Schon in der ersten Klasse hatte ein junger Musiklehrer, noch nicht der Herr Kapellmeister, mich wie alle anderen geprüft. Zu singen war ein Volkslied eigener Wahl. Ich entschied mich für „Das Wandern ist des Müllers Lust“. Der Pädagoge bescheinigte mir gefühlvollen Vortrag. „Doch leider, es war fast immer derselbe Ton.“ Das war auch mir aufgefallen. So viel hörte ich. Ich hatte schließlich häusliche Erfahrungen. Das Singen von Weihnachtsliedern unterm Christbaum gehörte unbedingt dazu, aber es war bekannt, dass sich von den männlichen Mitglieder der Familie keiner am Gesang beteiligte und die dünnen Stimmen von Mutter und Tanten allemal für „Ihr Kinderlein kommet“ und „Oh Tannenbaum“ ausreichten, doch „Stille Nacht, heilige Nacht“ nur anzudenken, aber nicht zu intonieren war.
Kapellmeister Steffen wusste nach der Mittleren Reife nicht, was er mit mir anfangen sollte. Wenn heute ein Kind eine angeborene Lese- oder Rechenschwäche hat, erhält es individuellen Förderunterricht. Für Kinder mit einen ausgeprägten Singschwäche gab es nichts und gibt es auch heute noch nichts.
Ich musste so hinter den Flügel treten, dass ich nicht auf die Tasten blicken konnte. Er schlug eine erste Taste an und beim Erklingen der zweiten musste ich sagen, ob der Ton nun höher oder tiefer lag. Ich brachte es bei all diesen so nahe beieinander liegenden Tönen auf eine Trefferquote von ziemlich exakt 50 Prozent. Die Gesangsprobe ersparte der gelockte Kapellmeister sich und dem Schüler mit der Igelfrisur.
Ich musste dann nur noch an der Tafel Noten lesen. Für die auf den Linien hatte ich das Sprüchlein gelernt „Es geht hurtig durch Fleiß“ oder so ähnlich. Ich buchstabierte. Dem Kapellmeister ging es zu langsam voran. „Bei Mozart galoppieren die Noten!“ Doch wozu sollte ich es lernen, Noten zu lesen, konnte ich mir doch sowieso keine Melodien merken. Ich antwortete ehrlich und setzte dann noch einen drauf: „Noten interessieren mich wenig --- beziehungsweise gar nicht“. Mit diesem Crescendo „beziehungsweise gar nicht“ imponierte ich den fast durchweg hochmusikalischen Klassenkameraden. Kapellmeister Steffen kapitulierte. Ich wurde vom Jauchzen und Frohlocken befreit und durfte in der letzten Reihe die Romane Arthur Koestlers lesen. Mein Soll an musischer Mitarbeit erfüllte ich mit anrührenden Infos zur Biographie von Musikern und zu Liebes- und Todesfällen in Opern. Im Abitur beurteilte der Kapellmeister dann letztendlich meine musikalische Gesamtleistung mit der kurios gemittelten Note „befriedigend“.

[9] Schreibübung in der Literarischen Sommerakademie in Schrobenhausen, Aug. 2012

Der Schulaltar

Bericht über einen Abiturstreich
mit einem Vorspiel, in dem einer brüllt, einem Hauptteil in dem zehn die Köpfe hängen lassen und einem Nachspiel, in dem vier im tiefen Keller den germanischen Gesang pflegen.[10]

Im Stuttgarter Eberhard-Ludwigs-Gymnasium näherte sich im Januar 1956 das neunte Schuljahr dem Ende. Nur einem kleinen Teil der Abiturienten verging die Zeit zu schnell. Sie meinten aufs Mündliche nicht ausreichend vorbereitet zu sein, aber auch sie ahnten, dass nun alles zu spät war. Den meisten aber – und zu diesen zählte auch ich – verstrich die Zeit viel zu langsam. Der Wettlauf der letzten zwei Wochen um die Anmeldezeugnisse machte sich bemerkbar. Eine tiefe Lethargie hatte die Klasse ergriffen, man schlief im Unterricht oder blödelte vor sich hin; keiner konnte sich dazu aufraffen, auch nur ein bisschen Geist zu versprühen, sei es um sich am Unterricht zu beteiligen, sei es um diesen "aufzulockern“, wie wir es nannten.

Dass Herr Braun, unser Zeichenlehrer, plötzlich außer sich geriet, brüllte wie ein wild gewordener Unteroffizier und seinen Bambusstock an einer Tischkante in Fasern und Abschnitte zerlegte, war also nicht so sehr unserer Begabung für die "Auflockerung des Unterrichts" als vielmehr Herrn Brauns leichter Erregbarkeit zu danken. Am Ende der Stunde war unser Tagebuch um zwei Einträge von Künstlerhandschrift reicher. Martin Fischer, der sonst auf Unterrichtsdisziplin Bedachte, hatte, während Herr Braun gerade mal wieder in Erklärungen der Schönheit gotischer Baukunst schwelgte, gevespert, und Dankward Schmid fand es daraufhin für angebracht, provozierend auf das Vergehen durch den Zwischenruf "Fischer isst" hinzuweisen. Als dieser Ruf von der Klasse aufgenommen wurde, folgte der für den Bambusstock so zerstörerische Ausbruch des Zornes eines genervten Pädagogen.

Klassenlehrer Frank Weidauer las die Eintragung in der folgenden Unterrichtsstunde und erfasste unsere Gemütslage, sei es spontan, sei es durch Langzeitbeobachtung. Er hielt keine Moralpredigt. Er ließ nur durchblicken, dass er unser Verhalten in der Zeichenstunde nicht sonderlich phantasiereich finde. Schon dies wurmte uns. Als er dann noch andeutete, dass zu seiner Schulzeit die Abiturienten des ELG einmal durch einen Streich das Rektorat und halb Stuttgart in Aufregung versetzt hätten, wurden wir munter und neue Unternehmungslust erwachte in den vor lauter angebüffeltem Wissen zu jedem humorvollen Gedanken unfähig gewordenen Köpfen. Bedauerlich war nur, dass Weidauer den Streich seiner einstigen Klasse nicht erzählte. Wir drohten schon wieder sanft zu entschlummern, als er glücklicherweise andere Beispiele ihm geistreich erscheinender Späße anführte. Dazu gehörte das Baden in den Springbrunnen des Schlossplatzes, das Schwimmen im Theatersee und ein Spaziergang im Nachthemd auf der Königsstraße. So wahnsinnig geistreich erschien uns das nun auch wieder nicht und so erwachte in uns die Hoffnung, etwas Gleichwertiges oder gar Knalligeres zustande zu bringen. Die Verschlafenheit wich einer gewissen Unruhe.

In der Pause standen wir zusammen und erörterten die verrücktesten Pläne. Jedenfalls waren alle undurchführbar. Wir merkten, wie viel an unserer Schule doch erlaubt war oder zumindest gegen wie wenig eine aussichtsreiche Revolte gestartet werden konnte. Und in dieser misslichen Lage schien uns der Zeichenlehrer Braun noch am ehesten derjenige zu sein, an dem wir uns reiben konnten. Mir tat er eigentlich leid. Mochte er auch jähzornig sein und gelegentlich Farbtöpfchen durch den Raum pfeffern, so gehörte er doch zu den Lehrern, die sich bemühten, uns etwas mehr zu geben als Schulwissen. Freilich machte er kein Hehl aus seiner Abneigung gegen die moderne Malerei und

[10] Meine erste, ganz private Übung im literarischen Schreiben, als ich zu Beginn des Studiums der Germanistik noch daran dachte, Schriftsteller zu werden. Überarbeitet 2010

aus seiner Vorliebe für das Mittelalter. Ich sah in ihm einen verbohrten Idealisten, der die politischen und kulturellen Gefahren der heutigen Zeit zu erkennen meinte und Halt und Trost in der Vergangenheit suchte. Immer wieder gab er uns seine Erkenntnisse über den Verlust der Mitte mit auf den Lebensweg und das reizte uns ständig zum Widerspruch und zu kessen Sprüchen über die moderne Malerei von Picasso und Matisse bis zu den Informellen. Der ganze Erfolg seiner Ausführungen über den gotischen Dom und die edle Größe von Gestalten wie dem Bamberger Reiter waren feixende Gesichter – ohne jede edle Anmut und stille Größe. Was Wunder, wenn er bei solcher Resonanz auf seine mit Ernst und unterschwelligem, missionarischem Eifer vorgetragenen Überlegungen zur deutschen Baukunst seiner Enttäuschung und Verzweiflung durch jähes, zorniges Brüllen Luft machte.

Der arme Zeichenlehrer Braun war es also, auf den sich unsere ganze Energie konzentrierte, der Schule und möglichst halb Stuttgart zu zeigen, dass auch wir neuen Abiturienten fähig seien, einen Streich auszuhecken. Der Stein - genau genommen die Kiste - des Anstoßes bot der so genannte "Schulaltar“. Hierbei handelte es sich um eine Sperrholzarbeit, die gelehrige Braun-Schüler mit seiner Hilfe in einer Arbeitsgemeinschaft angefertigt hatten. Sie erinnerte an mittelalterliche Kirchenfenster, nur dass das Blei durch Sperrholz und das bunte Glas durch farbiges Papier ersetzt worden waren. Der ganze, etwa zwei Meter hohe und drei Meter breite, mehrflügelige "Altar" war von innen beleuchtet. Als er vor zwei Jahren auf dem breiten Flur im zweiten Stock zum ersten Mal aufgebaut worden war, hatte er tatsächlich etwas vorweihnachtliche Stimmung in die sonst so schmucklose Schule am Stöckach gebracht. Doch im zweiten und nun gar im dritten Jahr verlor der Hausaltar allmählich seine gemütsbildende Kraft. Von seiner Bestimmung, Weihnachtsvorfreude unter die Schüler zu bringen, war nicht mehr viel zu merken, als er uns im vergangenen Jahr noch lange nach Weihnachten entgegen leuchtete. Erst am Rosenmontagnachmittag hatten sich zur allgemeinen Erleichterung ein paar mitleidige Schüler gefunden, die den Altar unter der Leitung von Meister Braun sorgfältig abgebauten, auf dass er im nächsten Jahr die Schülerherzen wieder erfreue, - was er denn auch tat. Nur dass er uns nunmehr in Faschings- statt in Weihnachtsstimmung versetzte. Zu solchen Assoziationen zwischen Datum und Bestimmung kann es in Schülerhirnen kommen, wenn man ein Kunstwerk zu lange darbietet.

Infolgedessen schien uns in diesem Jahr eine Luftveränderung für den Hausaltar angebracht. Er sollte auf den Lokus wandern und die schwarz geteerte Pisswand verdecken. Damit er aber nicht von irgendwelchen Banausen verunziert werde und somit untauglich, uns noch ein viertes Jahr zu beglücken, beschlossen wir ein Schild anzubringen: "Nicht anpissen! Kunst!!!" Und auch noch ein weiteres war vorgesehen: "Alle Jahre wieder". Dem Objekt entsprechend sollten diese Inschriften in kunstvoller, gotischer Schrift verfertigt werden. Das übernahm ich.

Die Hauptschwierigkeit bestand nun darin, den Altar abzubauen und an seinem neuen Bestimmungsort wieder aufzustellen. Das konnte nur zu nachtschlafender Zeit geschehen. Einbruch ins Schulhaus! Wenn das nicht eine tolle Sache war! Wir brauchten nur ein Gangfenster im Erdgeschoss nicht zu verriegeln und nichts konnte passieren, - höchstens, dass der Hausmeister das unverriegelte Fenster bemerken und es nur umso sorgfältiger verschließen würde. Diesen Unsicherheitsfaktor mussten wir eliminieren. Kühne Pläne wurden gefasst. "Väterchen" (so nannten wir Peter Marohn wegen seiner russischen Großmutter) erbot sich, mit Hilfe einer Pralinenschachtel und, was weiß ich, sonst noch des Hausmeisters Töchterlein zu verführen, uns den Schultorschlüssel auszuhändigen. Da jedoch diese Aktion, trotz Peters angeblicher Erfahrung in Herzensangelegenheiten, etwas riskant war und auch kaum innerhalb kürzester Frist zum Erfolg führen konnte, beschlossen wir, um ganz sicher zu gehen, dass sich unser zweie bereits heute im Schulhaus einschließen lassen sollten. Dankward Schmid und Frieder Hammer erboten sich, bei Kartenspiel und faulen Witzen eingeschlossen in des Lokus enger Zelle zu verharren, um dann um 23.15 Uhr die übrigen Einbre-

cher, die sich inzwischen vor dem Laden von Bäcker Schaible getroffen haben sollten, hereinzulassen. Damit war der Plan fix und fertig und niemand zweifelte daran, dass er klappen würde. Wir Verschworenen gelobten uns Stillschweigen und trafen noch nähere Absprachen wegen der Werkzeuge und der Taschenlampen, die wir brauchten, um das Altarwerk leise zu demontieren. "Väterchen" wollte auch seinen Fotoapparat mitbringen. Unser glorreicher Streich sollte im Bild für künftige Schülergenerationen dokumentiert werden.

Daheim musste ich mich zusammennehmen, um nicht zu verraten, dass wir etwas im Schilde führten. Entgegen kam mir dabei der Umstand, dass ich für den heutigen Abend eine Opernkarte hatte. Im Übrigen tat ich sehr geheimnisvoll, so dass meine Eltern annahmen, ich würde hinter geschlossener Tür mit Pinsel und Tusche an einem Weihnachtsgeschenk basteln. Kombinationszange, Turnschuhe, Taschenlampe und Isolierband und die eingerollten Schriftbänder wurden in meiner Schulmappe verstaut. – Wie die von außen so harmlos aussah, - aber innen drinnen...! Bahnte sich hier nicht der größte Abiturstreich seit Bestehen des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums an?

Mir verging der Nachmittag viel zu langsam. An das Erledigen von Hausaufgaben war nicht zu denken. Ich musste mich richtig zwingen, das Textbuch zu „Carmen“ zu lesen. Ich fieberte vor Erregung. Alle paar Minuten schaute ich auf die Uhr. War es immer noch nicht Zeit, in die Oper zu gehen? Blauer Anzug, weißes Hemd und Krawatte. Ich verabschiedete mich als ordentlicher Junge von meinen Eltern und schaffte heimlich meine Schulmappe mit den Werkzeugen zur Glastür hinaus.

An Carmen erinnere ich mich kaum noch. Ich vermochte mich nicht auf das dramatische Geschehen zu konzentrieren. Ich schweifte ab. "Auf in den Kampf, Torero!" und ich schwang ich mich über das Fensterbrett. Die Felsenklüfte, über die Don José kletterte, verwandelten sich in Schultreppen, die im Mondlicht schimmerten. Gegen Schluss der Vorstellung wurde ich immer unruhiger und fürchtete, Carmen könnte nicht mehr rechtzeitig von Don José erstochen werden und ich zu spät ans Stöckach kommen. Erleichtert atmete ich auf, als unter Don Josés Worten "Ja, ich hab' sie getötet! Ach Carmen, du mein angebetet Leben!" endlich der Vorhang fiel. Ich gewann wertvolle Minuten, indem ich meiner Begeisterung für das zeitige Ende nicht durch anhaltendes, sondern energisches, kurzes Klatschen Ausdruck verlieh. Dann rannte ich los. Mit der Straßenbahn mochte ich nicht mehr fahren. Ich konnte nicht warten. Und womöglich wäre ich an der nächsten Haltestelle aus der Bahn gesprungen, weil ich das gemächliche Tempo der Aus- und Einsteigenden nicht ertragen hätte. Ich lief also los, als ob die Polizei schon hinter mir her wäre. Das Herz raste vernehmlich, der Schweiß lief mir über das heiße Gesicht und in der Mappe schepperte das Stemmeisen gegen die Taschenlampe. In meinem Kopf jagten sich die Bilder: Andalusische Räuber schlichen durch kahle Schulgänge, vorbei an stillen Klassenzimmern. Benno, der Hund des Hausmeisters, hatte sich in einen schwarzen, Blut speienden Stier verwandelt. Das gekrümmte Stemmeisen ausgereckt, meine Regenmantelcapa schwingend trat ich ihm „Stolz in der Brust, siegesbewusst" entgegen. Das Pochen meines Herzens vermischte sich mit dem aufpeitschenden Rhythmus des Torero-Liedes.

In diesem Zustand kurvte ich am Stöckach um die Ecke und ... der Anblick, der sich mir hier bot, ja der ließ das "Auf in den Kampf!" abrupt verstummen und aus dem kühnen Matador und verwegenen Räuberhauptmann wurde wieder ein mit Abitursorgen belasteter Pennäler, der zwar von Schweiß triefte, doch ansonsten sämtlicher Illusionen beraubt war. Vor dem dunklen Bäckerladen der Schaibles lehnte ein Häuflein müder Gestalten und rief mir entgegen: "Gang no glei wieder hoim". Ich konnte, ich wollte es zunächst nicht glauben. Doch es war so: Einige hatten Angst bekommen, hatten herumtelefoniert und vor lauter Bedenken den Kopf verloren. Dankward war auf das Gefasel eingegangen und hatte, als er abends um 21 Uhr das Schulhaus betrat, nichts Besseres zu tun, als die Hausmeisterin zu fragen – und es fällt einem schwer, diese Blamage niederzuschrei-

ben - , ob wir nicht heute Nacht einsteigen und den Altar oben abbauen dürften. Solch ein Irrsinn! Das hätte er sich doch denken können, dass Frau Haas, auch wenn sie sonst noch so nett war, so etwas niemals zulassen durfte. Lenins Ausspruch über die Deutschen, die wenn sie revoltieren und einen Bahnhof stürmen wollen, sich zuerst eine Bahnsteigkarte kaufen, hatte sich wieder einmal bewahrheitet.

Was nun folgte, war nur das übliche Nachspiel auf hochfliegende Pläne, die gescheitert sind: Keiner will schuld sein; jeder versucht möglichst viel auf andere abzuladen. Dass kein offener Streit entstand, war nur dem Umstand zu verdanken, dass wir von den Sphären geistreichen Witzes (und so arg geistreich war das mit dem Altar im Klo, wenn man es nüchtern bedenkt, nun vielleicht doch nicht, aber immerhin…) zu den gewohnten Blödeleien zurückkehrten. Mexe (Michael Sexauer) putzte Glocken. Und wir standen unten vor dem Haus und pöbelten zu den aus dem Schlaf Gestörten empor, solange bis eine Schüssel Wasser sich über uns ergoss. Nach dieser Ruhmestat zogen wir weiter zum nächsten Telefonhäuschen vor dem Süddeutschen Rundfunk. Beim letzten Anlauf, noch etwas Geist in die Chose zu bringen, kam einer und ich weiß nicht mehr, wer dieser letzte Vertreter des Humors war, auf die Idee, unserem Musiklehrer Steffen per Telefon ein Mitternachtsständchen zu bringen und zwar mit „O Donau, so blau, so blau“, denn damit wollte uns der Herr Kapellmeister mitsamt dem Schulchor bei der Abiturfeier beglücken. Noch einmal flackerte Unternehmungslust auf. Alle drängten sich in die Telefonzelle und vor deren geöffnete Tür. Christoph Holch rief an. „Fahrrad“ (so wurde Wolfgang Schmid genannt wegen seiner Leidenschaft für das Rennfahren) sollte das Zeichen zum Einsatz geben. Christoph wählte. Eine Stimme meldete sich. Und nun die Katastrophe numero zwo: „Saget se ihrem Mann, er wär ein großer Sempel“. Und damit hängte er auf. Das gab mir den Rest oder hätte ihn mir beinahe gegeben. Doch jetzt kam in mir der Trotz hoch. Ich wollte nicht klein beigeben. Die einen fuhren heim, um ihren Kummer zu verschlafen. Die anderen verkrochen sich in eine Beiz. Letzteren hätte ich mich fast angeschlossen. Als ich aber mit meiner Aufforderung, nun systematisch die Möglichkeiten eines erneuten Versuches zu erkunden, keinen Widerhall fand, ließ ich die Kameraden ihr Bier alleine trinken und trottete mit Väterchen, Frieder und Dankward, der ob seines Versagens ganz zerknirscht war, in Richtung Hölderlinplatz, in dessen Nähe wir alle wohnten. Ich hatte immer noch nicht ganz aufgegeben und überlegte verzweifelt, wie die Situation noch zu retten, oder dem Unternehmen, wenn auch nicht gerade ein glorreicher, so doch in der Erinnerung nicht ganz so schmählicher Abschluss verliehen werden könnte.

Und die rettende Idee stellte sich ein. In uns kam wieder Leben. Wir näherten uns unauffällig der Johannesstraße 67, wo meine Eltern eine schöne Wohnung im dritten Stock gemietet hatten. Um Mitternacht würden sie schlafen. Ich schlich nach oben, schloss leise die Glastür auf und holte den Kellerschlüssel und in der Küche vier Becher und einen Laib Schnitzbrot.

Wir vier Schüler stiegen über die steilen Sandsteinstufen in den tiefen Keller hinab. Dort unten wollten wir unseren Streich begießen. Wir schlossen die Luftschutztüren. So von der Außenwelt abgeriegelt, ließen wir uns auf Kisten und auf einem Schlitten nieder und zündeten ein paar Kerzen an, vesperten das Schnitzbrot und hoben einen. Dieser eine, der gehoben wurde, bestand eigentlich aus zweien. Wir panschten nämlich den Most meines Vaters, der uns etwas zu sauer war, mit Wermut. Die Stimmung stieg ungemein; die Blamage schien vergessen. „Irgendwie bin ich sogar erleichtert, dass der Streich nicht geklappt hatte. Sonst könnten wir jetzt hier nicht feiern“. Das war aber nur der eine Grund der Erleichterung. „Wie hätte Rektor Sontheimer auf den Skandal reagiert? Den Hausaltar auf’s Klo schaffen, ist doch ein starkes Stück!“ – „Und stellt Euch vor, der Hausmeister hätte uns beim Einsteigen erwischt und die Polizei gerufen.“ „Das hätte er nicht getan, wenn wir von Abistreich gesprochen hätten.“ Doch Frieder und ich mussten zugeben, dass wir auch Manschetten hatten. Unsere Anmeldenoten zum Abitur waren nun mal sehr durchwachsen und mir

schwante noch Schlimmeres. Meine Übersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen waren zwar bisweilen eloquent, doch ohne Dankwards Grammatik- und Vokabelkenntnisse entbehrten sie leicht der Substanz. Und dieser rettende Blick zu Dankward fehlte mir eben in den Klausuren des Abiturs. „Frank Weidauer wird uns im Mündlichen schon nicht im Stich lassen.“ „Doch einen Bonus für originelle Abiturstreiche gibt es auch am Ebelu nicht.“ – „Leider, und unserer ist ja im ersten Anlauf stecken geblieben.“

Was nun weiter geschah, kann ich nur fragmentarisch und in einzelnen Impressionen wiedergeben. Jedenfalls wurde festgestellt, dass Kapellmeister Steffen in schwer verständlicher Weise mein sängerisches Talent verkannt habe. Solchermaßen ermutigt, gab ich dann auch knappe Proben meiner neu entdeckten Fähigkeit. Wie hatte er mich nur vom Singen befreien und in der letzten Reihe lesen lassen können? Aber da die anderen in der Zwischenzeit auch bei sich die Feststellung gemacht hatten, über prachtvolle Stimmen zu verfügen, kam ich nicht richtig dazu, mein stimmliches Können zu entfalten.

Im darauf folgenden Sängerwettstreit zog ich denn auch den Kürzeren, sei es, dass meiner Stimme eben doch die Übung fehlte, oder dass meine Kehle nicht genügend geschmiert gewesen. Frieder jedenfalls feierte Triumphe. Beim Vortrag von „Als die Römer frech geworden…“ kam seine humanistische Bildung zum Tragen. Doch auch die germanische Herkunft verleugnete er nicht in einem Kriegstanz. Als Wotan und Compagnie beschwörender Cheruskerpriester hopste er, einen Skistock als Speer schwingend, auf unserem Kohlenhaufen herum. Schaurig tönte unser „Wau, wau, wau – wau, wau, wau“ vom Kellergewölbe. Alles begleitete das dumpfe Dröhnen des Waschkessels, den Dankward mit den Fäusten bearbeitete.

Doch nach diesem Ausflug in die heroische, gleichwohl düstere Vergangenheit und des volkstümlichen Umgangs mit der lateinischen Sprache fanden wir auch wieder in die heiteren Gefielde des deutschen Volksliedes zurück. "Sah ein Knab ein Röslein stehen, Röslein auf der Heiden" erklang als Quartett. Hier kam dank der Zufuhr weiteren Schmiermittels mein nunmehr enthemmter Brummton am Rande zu Gehör.

Ab jetzt weist meine Erinnerung beträchtliche Lücken auf. Erst vom Ende unserer Kellersitzung habe ich wieder eine lichte Vorstellung. Oh, es war sehr schön und feierlich. Wir saßen um die verglimmenden Kerzen und sangen Weihnachtslieder. Wodurch diese feierliche Stimmung in uns hervorgerufen wurde, weiß ich nicht mehr. Vielleicht war es der Anblick der Kerzen, vielleicht aber auch die unbewusste Erinnerung an unseren verschont gebliebenen Schulaltar.

Postskriptum: Dieser wurde auch anno domini 1956 erst wieder am Rosenmontagnachmittag demontiert. Und wenn ihm der Zeitgeist nicht den Garaus gemacht hat, dann leuchtet er noch heute.

Kein Ludus Latinus[11]

Mit dem Abitur im Januar des Jahres 1956 endete das fremdbestimmte Lernen, endeten die neun Jahre am Stuttgarter Eberhard-Ludwigs-Gymnasium, in denen andere – also ein Kultusministerium mit seinem Lehrplan und Lehrer mit ihrem Unterricht - über das entscheiden konnten, was ich zu lernen und als wertvoll zu erachten hatte. Ich hatte mir auch während der Schulzeit einige Freiheiten erlaubt und Dinge getrieben, die für die Versetzung in die nächste Klasse und letztlich für das Abitur nicht relevant waren. Das galt vor allem für mein exzessives Lesen deutschsprachiger Literatur. Dennoch waren die Abiturnoten „mangelhaft“ in Latein und „ausreichend“ in Griechisch kein Indiz für Desinteresse am antiken Stoff. Bei der Lektüre der Texte bzw. der zur Verfügung stehenden Übersetzungen war ich durchaus bei der Sache gewesen, aber das sture Erlernen und Deklinieren von Vokabeln und das Zergliedern und Konstruieren von Sätzen nach den Regeln der Grammatik empfand ich als Hohn auf den Titel des Lehrbuchs „Ludus Latinus“, denn nichts am Sprachunterricht war „Spiel“, alles empfand ich als aufgezwungen. Wenn immer deutschsprachige Literatur mit Latein und Griechisch konkurrierten, entschied ich mich für erstere. Auch nach der Mittleren Reife gingen mir die Dramen Gerhard Hauptmanns und Ibsens näher als der Kriegsbericht eines Julius Caesar oder die Anabasis eines Xenophon.

Doch rückblickend scheint es mir die größte Dummheit meiner Schulzeit gewesen zu sein, dass ich nicht spätestens im Anschluss an die Mittlere Reife nach einer eigenen Methode gesucht hatte, Latein und Griechisch auch als Sprachen zu meiner persönlichen Sache zu machen. Beim Englisch hatte ich nach dem ersten Mangelhaft diesen eigenen Weg gefunden. Ich ging ins Amerikahaus und holte – wo es keine Übersetzungen gab - im Originaltext, was mich interessierte, von Anglerzeitschriften bis zu den Dramen von Tennessee Williams. Und danach erfolgte das Erlernen der Vokabeln ganz nebenbei. In Latein und Griechisch hatte ich mich durchgemogelt, indem ich bei den Klausuren von meinem Nebensitzer Dankward Schmid, der über vorzügliche Vokabel- und Grammatikkenntnisse verfügte, das diesbezüglich Erforderliche übernahm. Wir nannten es „Abschreiben“. Genau genommen war es aber etwas anderes. Nachdem ich die Struktur der Sätze begriffen und die Vokabeln verstanden hatte, formte ich aus der korrekten Rohübersetzung wohl klingende Sätze, die den Urheber der Vorarbeit nicht mehr verraten durften. Das war zwar auf seine Art auch eine sprachliche Leistung, konnte aber im Abitur nicht funktionieren, weil es da keinen solchen Coach für die Basisübersetzung gab.

Im Abitur mussten wir eine Mordgeschichte aus den „Annalen“ des Tacitus übersetzen und zwar exakt. Ich habe an entscheidenden Stellen nicht übersetzt, sondern herumphantasiert, habe eine Story gebastelt und bin damit baden gegangen.

Unser Klassenlehrer Dr. Frank Weidauer war entsetzt, weil er mir vor dem Abitur noch raten wollte, Latein und Griechisch – zusammen mit Geschichte – zu studieren und damit in seine Fußstapfen zu treten. Der Vorschlag war gar nicht so absurd und auch meiner Natur nicht vollkommen fremd; ich hatte nur den Dreh nicht gefunden, mir diese alten Sprachen anzueignen. Ich war am Schluss dicht dran, als ich Gefallen daran fand, lateinische Reden auswendig zu lernen. Für Rhetorisches, also für das Wirken von Sprache, konnte ich mich begeistern. Aber es kam zu spät. Die Lücken waren zu groß.

Diese Abhängigkeit von den Zubringerdiensten meines hilfreichen Nebensitzers, einem dieser Hochbegabten, die in allen Fächern brillant sind - und er ist später Physiker und Hochschullehrer geworden -, belastete mich nicht nur während der Schulzeit, sondern noch Jahre danach. Es genügte, dass mich tagsüber irgendetwas an die Schule, dieses Ebelu am Stöckach, erinnerte, um nachts von Alpträumen der Erinnerung an diese Klassenarbeiten geplagt zu werden.

---

[11] Übung an der Sommerakademie in Schrobenhausen im August 2012. Gleichfalls der Beginn meiner Erinnerungen an die Studienzeit: „Von der Freiheit des Studierens an fünf Universitäten“. Veröffentlicht auf der Homepage www.-theodor-ebert.de.

Rückblickend habe ich mich immer wieder gefragt: Was hätte ich machen müssen – um jenseits der schulischen Paukerei – ganz freiwillig und möglicherweise auf kuriosen Umwegen, doch eben auf meine Art dieses Latein und dieses Griechisch zu lernen und es schließlich flüssig zu sprechen und zu schreiben wie eine Muttersprache. Hätte ich das Alte und das Neue Testament, dessen Übersetzung durch Luther ich doch im Kopf und im Herzen hatte, tagtäglich wie ein Brevier auf Latein und Griechisch lesen sollen, bis ich die fremdsprachigen Formulierungen auswendig gekonnt und das biblische Vokabular ganz lässig auch auf Cäsar und Xenophon, auf Tacitus und Thukydides angewandt hätte? Hätte ich mein Tagebuch – und damit für Eltern und alle Verwandten geheim - auf lateinisch schreiben sollen?

Ich denke heute, man lernt Sprachen, weil man sich darauf freut, sie zu gebrauchen in Angelegenheiten, die einen bewegen. In der Schule war das Fatale, dass nichts mich wirklich bewegte, diese – aus meiner Sicht - unnützen alten Sprachen zu lernen. Es gab doch zu allen klassischen Texten vorzügliche Übersetzungen und auf die Idee, dass es noch besserer bedürfen könnte, bin ich gar nicht gekommen.

Unsere Lehrer, insbesondere unser langjähriger Klassenlehrer Dr. Frank Weidauer, haben immer wieder versucht, uns über die Lektüre von großartigen klassischen Texten für das fortgeschrittene Erlernen des Lateinischen und des Griechischen zu begeistern und wir haben vor dem Abitur wirklich Besseres gelesen als „De Bello Gallico“. Ich habe den Unterricht in der Oberstufe in angenehmer Erinnerung, aber es ist eben auch Weidauer, diesem herausragenden Lehrer und politischen Kopf – und er ist später Direktor des Gymnasiums geworden - nicht geglückt, seine Begeisterung für den Urtext der Klassiker des Humanismus auf mich zu übertragen. Ich weiß bis heute nicht, warum ihm dies nicht gelungen ist. Ich denke dabei an den von mir so hoch geschätzten Peter Handke, dem es offenbar in seinem Klagenfurter Gymnasium so viel Freude gemacht hat, diese alten Sprachen zu erlernen, dass er heute noch – ganz, ganz freiwillig – Sophokles „Ödipus in Kolonos“ ins Deutsche übersetzt. Und auch Ulla Hahn berichtet in ihren autobiographischen Romanen „Das verborgene Wort“ und „Aufbruch“ wie die Möglichkeit, die lateinische Sprache und deren Einfluss auf das Deutsche zu erlernen, aus ihr einen aufgeklärten, zum sozialen Aufstieg fähigen Menschen gemacht hat. Warum habe ich Dummkopf in der Schule die Gelegenheit nicht ergriffen und auf irgend eine raffinierte, nur mir gemäße Tour diese Sprachen so nebenbei, fast heimlich gelernt, um den Lehrern mal zu zeigen, wie man mit diesen Sprachen wirklich umgehen kann? Und warum dann nicht die schärfsten politischen Flugblätter gegen die Wiederbewaffnung auf Lateinisch? Gewissermaßen Thesenanschlag am Tor des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums! Irgendeinen Weg muss es doch geben, diese Sprachen zu lernen – ohne „Ludus Latinus“ und ohne Kaegi! Die Kinder in Rom und Athen haben ihre Sprache doch auch ohne diese Paukerei und dieses Deklinieren gelernt und pointiert ihren Willen kundgetan.

Lesen gefährdet das Abitur[12]

Martin las wenige Bücher, am liebsten nur Anleitungen zum Bau technischer Geräte. Üblicherweise freuen sich die Eltern, wenn ihre Kinder Bücher lesen. Da leben die Kinder in ihrer Phantasiewelt – graben auf einer Schatzinsel oder sie sind mit Wolfsblut in Alaska unterwegs. Da kann praktisch nicht viel passieren. Doch wenn Martin mal zu einem Buch griff, führte dies vor Ort zu Experimenten. Das galt selbst für Klassiker der Jugendliteratur: Der Elfjährige liest Mark Twains „Tom Sawyer“ und alsbald verabredet er sich mit seinem Freund um Mitternacht auf dem Friedhof von Lichtenrade. Martins Eltern begriffen im Lauf der Jahre: Wenn Martin Bücher liest, heißt es aufpassen! Da brauen sich literaturpraktische Experimente zusammen!

Doch immer konnten sie nun mal nicht auf dem Quivive sein. Ahnungslos hatten die Eltern noch kurz vor Martins Abitur zusammen mit ihm auf der Couch gesessen und ferngesehen und sich mit ihm über die die x-te Wiederholung der „Feuerzangenbowle“ mit Heinz Rühmann als Schüler Pfeiffer mit drei f, „eins vor dem ei und zwei hinter dem ei“ amüsiert. Hätte nicht die Warnlampe blinken müssen, als Martin im Bücherregal sich Heinrich Spoerls Roman griff? Was gab es da nach dem Film noch nachzulesen? Doch die Eltern dachten: Das Lesen kann seiner Deutschnote nur gut tun. In Mathe und Physik bekommt er zwar eine Eins, aber für Architekten gilt ein scharfer numerus clausus, und darum braucht der Junge eben auch die Literatur. Und Spoerl zu lesen, ist nun mal besser als gar nichts zu lesen. Und bei dieser Güterabwägung beließen es die Eltern.

Martin ging vom Lesen bald wieder zum Werkeln über. Er sägte im Keller Vierkanthölzer zurecht. Alle hatten eine Länge von ungefähr 1.10 m. Doch anscheinend kam es auf feine Unterschiede an. Er maß die Längen genau ab und versah jede der stabilen Latten am unteren Ende mit einem etwa 7-8 cm langen Fuß aus Zinkblech. An die oberen Enden der Stangen wurden rote Gummiringe genagelt, die eigentlich zu Weck-Einmachgläsern gehören. Als die Eltern fragten, was er hier vorhabe, mussten sie sich mit der Auskunft begnügen, es handle sich um eine Überraschung. Sie dachten an Requisiten für die Abiturfeier.

Eines Nachts, mitten in der Woche, verließ Martin, ohne dass die Eltern dies bemerkten, das Haus am Groß Glienicker See in Kladow. Er hängte sich eine Art Seesack um, groß wie ein Beutel für Golfschläger. In diesen hatte er dreißig der präparierten Vierkantstäbe gesteckt. Er radelte mit dieser Last zur Lily-Braun-Oberschule. Er sah niemanden in der unmittelbaren Nähe des mehrstöckigen Schulhauses, das im Kaiserreich gebaut worden war. Dieses frühere Mädchengymnasium liegt dem Spandauer Rathaus fast genau gegenüber und nur eine Häuserzeile trennt es von der großen, zentralen Polizeistation, vor der ein sattelloses und in seinen Proportionen missratenes Rösslein in Bronze sich auf den Hinterbeinen erhebt.

Martin gelangte über den Pausenhof und eine Regenrinne in den ersten Stock und vor das Fenster, das er am Nachmittag fest in den Rahmen gepresst, doch unverriegelt hinterlassen hatte. Er stieg ein und zog den Sack mit den Holzstangen an einem Strick in die Höhe. Im Schein des Mondes fiel es ihm leicht, sich im Hause zu orientieren. In einer knappen Stunde war alles getan. In jedem Klassenzimmer waren nur wenige Handgriffe erforderlich. Er öffnete die Tür, klemmte die passende, stabile Latte unter die Klinke und befestigte mit der Gummilasche die Klinke an der Stange. Die Aufgabe des Zinkblechs am unteren Ende bestand darin, den Stab unverrückbar in Stellung zu halten, wenn er die Tür nun von außen zuzog. Alles passte, und Martin konnte nach vollbrachter Installation sich auf den Rückweg machen. Ohne die Last der Stangen radelte er nur zwanzig Minuten.

Martin hatte einen Tag gewählt, an dem er um 8 Uhr Unterricht hatte. Wie in der „Feuerzangenbowle“ ein Schild anzubringen mit dem Hinweis, dass die Schule wegen Bauarbeiten geschlossen sei, wäre als Täuschungsmanöver sofort durchschaut worden - selbst wenn es gelungen wäre, den

---

[12] Übung in der Literarischen Werkstatt Paul Schusters in Dorstadt (bei Wolfenbüttel) im Okt. 2003. Martin ist der 1968 geborene Sohn von Ruth und Theodor Ebert. Er hat Architektur und Design studiert und lehrt heute Baukonstruktion an der Fachhochschule in Münster.

Eingang zur Schule mit entsprechenden Baumaterialien zu dekorieren, was aber des Nachts ohne Aufsehen erregende Geräusche gar nicht möglich gewesen wäre. Darum setzte Martin nicht auf ein Täuschungsmanöver, sondern auf den Alleingang, die leisen Sohlen und eine rein mechanische Verhinderung des Unterrichts, denn dies war sein Ziel, sein Traum, es dem Schüler Pfeiffer gleich zu tun: Einen vollen Tag sollte der Unterricht ausfallen!

Und er schien Erfolg zu haben. Als Schüler und Lehrer die Türklinken nach unten drücken wollten, blieben diese starr und die Türen geschlossen. Rütteln nützte nichts. Die Zinkfüße und die Gummilaschen taten ihren Dienst. Der Unterricht fand nicht statt. Jedenfalls nicht in der ersten Stunde.

Dann aber zeigte der Hausmeister seinerseits technisches Geschick. Die Türen waren im Laufe der Jahre und der Schüler- und Lehrergenerationen so oft zugeschmettert worden, dass die Rahmen ausgeleiert waren. Dem Hausmeister gelang es nach und nach mit dem Schraubenzieher den Türschnapper zu erreichen und ihn nach hinten zu schieben. Das brauchte zwar seine Zeit, denn diese Operation war an dreißig Klassenzimmern zu vollziehen, doch so allmählich kam der Unterricht in Gang.

Und die Folgen? Martin war beim nächtlichen Einstieg in das Schulhaus und auch beim Aufstellen der Stäbe nicht bemerkt worden. Doch man stelle sich vor, ein Polizist hätte den einsteigenden Jungen ertappt! Oder der Hausmeister hätte es nicht geschafft, und ein Schlüsseldienst hätte die Schlösser öffnen müssen. Wäre das „Zeugnis der Reife“ gefährdet gewesen? In diesem Alter denkt man so leicht: Mir wird schon nichts passieren!

Oder gibt es so etwas wie Narrenfreiheit für Abistreiche? Der Direktor eines Gymnasiums verfügt über einen gewissen Spielraum. Im vorliegenden Fall wäre post festum nur noch ein Indizienbeweis möglich gewesen. Man musste kein Sherlock Holmes sein, um auf den wahrscheinlichen Täter zu kommen. So wie die Polizei früher, als es noch keinen genetischen Fingerabdruck gab, bereits an den Spuren des Schweißbrenners am Panzerschrank erkannte, wer hier wieder einmal sein handwerkliches Können unter Beweis gestellt hatte, so war unter den Abiturienten die Zahl derjenigen, die diesen Streich ausgedacht und bewerkstelligt haben konnten, sehr begrenzt und tendierte in Richtung eines Einzigen. Doch Kunstlehrer und Rektor hielten es für das Klügste, sich ahnungslos zu geben. Solange niemand Anzeige erstattete, stellte die Polizei auch keine Fragen. Er war kein Sachschaden entstanden, und beide Seiten hatten bewiesen, dass sie sich zu helfen wussten.

Martin berichtete nun auch seinen Eltern vom Abi-Streich. Diese atmeten erleichtert durch, blickten auf den Spoerl im Schrank und überlegten, von wem er diese handwerkliche Seite des Umgangs mit der Belletristik geerbt haben könnte. Sie waren sogar stolz darauf, dass ihr Martin es im Alleingang fast geschafft hätte, die Schule dicht zu machen, und so kam es zu einem Wettbewerb zwischen Vater und Mutter um viel versprechende, technisch begabte Vorfahren.

Die Mutter erinnerte an die Schmiedelehre ihres Vaters und dessen Aufstieg vom Ingenieur zum technischen Direktor einer landwirtschaftlichen Maschinenfabrik in Franken. Schon bei Lanz in Mannheim habe er den Kartoffelschleuderroder erfunden und insgesamt über dreißig Patente angemeldet.

Da war es für Martins Vater, der nun wirklich den lieben langen Tag nur Bücher las und Papier beschrieb, sehr schwer mitzuhalten. Er musste eine weitere Generation zurückgreifen, episch ausholen, die eigenen Eltern, die Kaufleute waren, elegant überspringen und dann gleich zwei von Martins Urgroßvätern ins Feld führen. Der eine sei Werkszimmermann bei der Weltfirma Bosch gewesen, habe in der Villa des alten Bosch in der Hauptmannsreute im Stuttgarter Westen Schränke eingebaut und sich mit dem Rahmen von Gemälden ein Zubrot verdient. Ja und der andere Urgroßvater - und da sehe er eine deutliche Verbindung zu den Zinkfüßen an den Vierkanthölzern -, dieser Alfons Theodor Liebermann, dessen Vater Ernst Theodor in Tuttlingen im Schwarzwald eine Zeitung herausgegeben und darin die Zeitläufte kabarettreif bedichtet habe und zwar in Versen wie Wilhelm Busch, also dieser Alfons Theodor sei nicht nur ein erfolgreicher Ringer mit Medaillen aus Frankreich, sondern auch ein außerordentlich geschickter Feinmechaniker gewesen, der es sicher noch

weit – und vielleicht auch zum Ingenieur und Erfinder - gebracht hätte, wenn er im Ersten Weltkrieg nicht in Russland erschossen worden wäre. Ein wahrer Jammer!